

7he

M-s. 1226



2072.

## Contenta.

- 1) Die nützige Natur Religion, 2 Theile.  
*Vorläufige*
  - 2) ~~Verständliche~~ Gedanken über die Religion.
  - 3) Von Herrn v. Lom Entwurf einer Darstellung.
  - 4) Einsd. Herrn Gedanken zur Verbesserung der  
menschl. Gesellschaft, 4 Sammlungen.
- N. Die erste und dritte Sammlung sind verbunden,  
und setzen sich die Titelblätter davon an  
ersten Ort.



7  
Des  
Herrn von Loen  
Freie

# Bedanken

zur  
Verbesserung  
der  
Menschlichen Gesellschaft.

Andere und verbesserte Auflage.



Dritte Sammlung

---

Frankfurt und Leipzig,  
Bey Johann Friedrich Fleischer,  
1750.

1793

1793

Handbuch

der

Handelsgesellschaft

in




1793

1793

1793



## Vorrede.

ch setze meine freie Gedanken fort, weil man solches von mir verlangt. Ich bin meinen Lesern verbunden, daß sie meine gute Absichten erkennen und meine Fehler entschuldigen. Beydes muntert mich auf.

Wie glücklich wolte ich mich schätzen, wenn meine wohlgemeinte Vorschläge auch einen Nutzen hätten; allein, ich bescheide mich; darzu wird mehr erfordert. Genug, daß ich einen Zeugen der Wahrheit mit abgebe und die Zahl derjenigen vermehre, die gegen die Ungerechtigkeit und Mißbräuche eifern.

Einige haben an meinem Vortrag dieses auszusetzen, daß ich mich nicht mehr an die neue mathematische Lehrart binde. Ich würde solches thun, wann ich damit so geschickt zurecht kommen könnte, als unser berühmter Herr geheime Rath von Wolff; allein, wann ich sagte, daß mir das weitläufftige Mischmasch seiner weisten Schüler gefiel

)(

### Vorrede.

fiel, die es einem so großen Lehrer mit kleinen Kräften nachmachen wollen; so würde ich aus Höflichkeit nicht aufrichtig seyn.

Ich schreibe deswegen nach meiner Art, frey und ungezwungen. Meine Beweissthümer sind aus der vernünftigen Natur, aus der Religion, aus der Übereinstimmung gesitteter Völker und aus der täglichen Erfahrung hergenommen. Diese unterstütze ich öfters mit Exempel aus den Geschichten. Die Alten haben auf gleiche Art ihre Gedanken vorgetragen, und Aristoteles war der erste, der die Wahrheit zu einer Wissenschaft der Gelehrten machte. Wir haben aber, seitdem die künstliche Lehrart aufgekommen ist, wenig Verbesserung in den Wissenschaften und in den Sitten der Welt verspüret. So viel man sich auch darauf einbildet.

Ich hasse niemand, und weis nichts von derjenigen Eifersucht, welche die Menschen antreibt, sich einander zu beleidigen; Allein, ich kan das Unrecht nicht sehen, ohne mich darüber zu regen. Ich empfinde solches, als ein Mitglied der mensch-



### Vorrede.

menschlichen Gesellschaft, wenn ich gleich nicht selbst darunter leide.

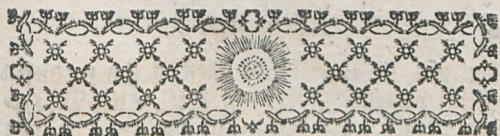
Ich schreibe deswegen wider alle Arten der Tyranny, weil ich wahrgenommen, daß bisher der menschlichen Gesellschaft nichts schädlicher gewesen ist. Man würde mir aber sehr unrecht thun, wenn man deswegen glauben wolte, ich hätte zu wenig Ehrerbietung gegen die Häupter der Erden. Wer mich kennt, der wird wissen, daß ich einen gütigen und weisen Fürsten ja so heilig verehere, als ich Ursach finde, die tyrannische Gewalt zu verabscheuen. Ich weiß, daß sie Gott zu Stadthaltern seines Volks bestellet hat; und daß sie von ihm geordnet sind, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, die Böse zu strafen, und die Frommen zu schützen. Misbrauchen sie aber dieser Gewalt und opfern ihrer Herrsucht die Freiheit und die Wohlfart des Volkes auf, so ist ihr Verbrechen eben so groß, als ihre Macht zu schaden.



## Inhalt


Verer in dieser Dritten Sammlung  
enthaltenen Materien.

- I. Gedancken vom Heldenmut. p. 1
- II. Bedencken von der Schädlichkeit der  
Festungen und dem wider das Natur  
und Völcker-Recht lauffenden Ge-  
brauch des Pulvers p. 16.
- III. Von dem Gast-Recht p. 44
- IV. Beweis, daß Franckreich durch seine  
bisher sich ausbreitende Macht sich  
selbst am meisten schadet p. 77
- V. Von der Gefindes-Ordnung p. 100
- VI. Vorschlag, die teutsche Sprach auf  
einen gewissen Grund zu setzen, und  
in Teutschland übereinstimmig zu ma-  
chen p. 127



# I.

## Gedanken vom Heldenmut.

  
**D**ie Natur ist reich genug, alle Menschen zu versorgen: sie entdecket sich uns mit unzähllichen Gütern und Annehmlichkeiten; Allein die Gewalt der Götzen hat schier alles an sich gerissen und durch den Raub, damit sie sich erhoben, die Welt arm gemacht: Der Schrecken hat die Poeten zu ihrem Lob aufgebracht, und weil die Empfindungen der Natur sich nicht so, wie die Wörter zwingen ließen, sannnen sie auf Fabeln und Gedichte, und machten sie zu Helden.

Menes war ein Enkel des Noa, er wurde als ein Sohn und Nachkommen der Götter und halb-Götter in Egypten verehret. War dieses nicht Recht genug, das Reich als ein König zu beherrschen?

Sesostris durchzog mit seinen Waffen die  
4 ihm

ihm ofne Welt. Was bewog ihn zu diesen weiten Zügen? Wer den Sethos des P. Terraffon liest, der findet ihn als einen Helden vorgestellt, der die Völker durch Gesetze in eine vernünftige Verfassung zu bringen suchte; Allein, die ganze Erzählung ist, eine Fabel, die sich auf einige Umstände der alten Geschichte gründet. Sethos war im Grund nichts anders, als ein stolzer übermüthiger Fürst, der nicht wußte, wie er sich bey seiner Macht und Hoheit nährisch genug gebärden sollte. Er lies zuweilen statt seiner Pferde, vier gefangene Könige an seinen Wagen spannen, und sich also zur Bewunderung seines Volks, als einen hochmüthigen Gecken herumführen. Er lies Seulen zum Denkmal seiner Siege aufrichten, und zur Beschimpfung der Völker, die ihm nicht wider in die Eisen gegangen waren, das weibliche Zeichen mit beysügen. Die Bildsäulen, die ihn vorstellen sollten, waren dreyßig Ellen hoch, und die Aufschriften, die er darauf graben lies, waren sowohl Nachrichten von seiner Thorheit als von seiner Macht. So nährisch waren schon vor alten Zeiten die Begriffe der Hoheit und des Heldenmuts.

Vernünftiger könnte man nicht schließen, als jener Seeräuber, welcher den Alexander für den größten Räuber in der Welt hielt, dessen Handwerk er nur im Kleinen trieb, und deswegen sollte gestrafet werden. Hätte er die Macht gehabt, sich damit, wie der macedonische

sche König, im Großen hervor zuthun, so würde man ihn für einen Helden gehalten haben.

Eine Mauritanerin stieß einmahl einem Löwen auf, welcher sie zum Frühstück anpacken wolte. Die List, welche diesem Geschlecht eigen ist, brachte sie auf den Einfall, sich vor der thierischen Majestät zu demüthigen: sie warf sich also dem Löwen zu Füßen, sie bat ihm mit den beweglichsten Geberden, ihrer zu schenken: sie stellte ihm vor, wie sie nur ein armes geringes Weibsbild wäre, mithin eine allzuunwürdige Beute für ein so edles und großmüthiges Thier seyn würde: der Löwe lies sich diese Schmeicheley gefallen, und sparte seinen Appetit auf ein beherzteres Geschöpfe. Herodotus erzehlet die Geschichte, welche, ob sie gleich nach einem Märhgen schmecket, uns dennoch hier zur Lehre dienen kan.

Wir verhalten uns gegen unsre vermeynte Helden nicht viel anders, als dieses Weibsbild gegen den africanischen Löwen. Wir schmeicheln ihre Grosmut und ihrer Botreflichkeit, nur daß sie unsrer schonen, und uns nicht gar ihrem Heldenmut aufopfern mögten. So weit gehen die Ausschweifungen der Furcht und der Hoheit; und man kan sagen, daß alle Laster in der Welt, so schändlich und so schädlich sie auch immer seyn mögen, doch dem menschlichen Geschlecht nicht so grundverderblich sind, als der so genante Heldenmut.

Die Griechen und Römer waren witzige Völker: sie kannten die Natur und ihre Rechte: sie verabscheuten die eigenmächtige Gewalt eines unumschränkten Monarchen; sie erwiesen der Tugend und der Grosmut mehr Ehre, als einer hohen Geburt und zufällig erworbenen Reichthümern: Sie setzten alles für ihre Freyheit auf.

Perres wurde mit seiner nie erhörten Kriegs- Macht aus Griechenland, und der siegende Hannibal aus Italien getrieben; allein, so Griechenland als Rom mussten endlich sich unter dem Scepter zweyer stolzen Menschen beugen, an denen man so viele Tugenden als Laster bewunderte, und welche die Natur darzu schien hervorgebracht zu haben, um durch ein wunderbares Gemengsel guter und böser Eigenschaften die Menschen zu gewinnen.

Alexander und Cesar waren die beyde Ueberwinder dieser sonst unüberwindlichen Republiken. Der Hochmut machte sie so große Dinge unternehmen, und ihr Frevel wurde zum Helldenmut, indem sie durch ihre Tapferkeit die tapferste Völker besiegten.

Man hätte denken sollen, das Christenthum würde einer so schädlichen Neigung Raas und Ziel gesetzt haben; Allein die Christen haben es den Heyden darinnen noch zuvor gethan. Theodosius übermachte es in dieser Sache dergestalt, daß ihn der H. Ambrosius darüber nöthigte Kirchen-Buse zu thun. Heut zu Tage sind

sind unsre meiste Geistliche viel höflicher geworden: sie begleiten das Te Deum Laudamus, welches in den Kirchen zur Verherrlichung einer grausamen Schlacht, oder eines eroberten Platzes angestimmt wird, mit den zierlichsten Lobreden. Man danket dem Könige aller Königen, daß er die Waffen eines irdischen Fürsten mit einem gräßlichen Blutbad gesegnet hat.

Wunderbare Begriffe von der Güte und Barmherzigkeit eines huldreichen Gottes! Widersinnige Kenzeichen eines Volks das zur Liebe und zum Frieden geschaffen ist? Ich verstehe hier nichts.

O möchten unsre Zeiten, in denen wir uns des Anwachsens der Wissenschaften und einer gereinigten Tugendlehre rühmen, auch dem tolen Heldenmut mit einmal die Larve abziehen, und das grausame Wahn-Gespinnst, das sich darunter zu verbergen pflegt, in seiner rechten Abscheulichkeit vorstellen! O möchten wir dasjenige einmal mit einer wahren Tapferkeit verdammten lernen, was die heiligste Befehle der Natur und der Religion mit der größten Wut verletzet! Wer hat uns doch die Freyheit gegeben, unseres gleichen zu würgen, und andern diejenigen Güter zu rauben, welche die Vorsehung eines liebevollen Schöpfers einem jeden zu seinem Genusse ausgetheilet hat? Sind wir nicht Menschen und allesamt Unterthanen eines HErrn? Wollen wir anders der Vernunft noch ein wenig Ehre erweisen, so laffet uns die thörigte Begriffe vom

Heldenmut aus der menschlichen Gesellschaft verbannen und denjenigen nur für einen großen Mann und wahren Helden angeben, dessen Weisheit sich darinnen zeigt, andern Menschen Gutes zu thun, und die gemeine Wohlfart zu befördern.

Lasset uns die Tyrannen, als das größte Ungeheuer in der Welt verabscheuen und alle unsre Kräfte anwenden, solche, wann es seyn könnte, gar von dem Erdboden zu vertilgen.

Je mehr wir unseres gleichen lieben und in der Glückseligkeit anderer Menschen ein Vergnügen empfinden; je mehr wird uns ihre Noth und ihr Elend rühren, wann wir sie leiden sehen. Der wahre Heldenmut kan sich durch nichts besser ausdrücken, als wann er den Bedrängten zu Hülfe eilet, und an statt sie noch mehr zu unterdrücken, für ihre Erhaltung und für Wohlfart eifert.

Nichts ist grausamer als der Krieg. Es sollte deswegen billig kein Krieg unter vernünftigen Creaturen statt finden; alleine, da derselbe eine natürliche Folge von unserm verderbten Zustand ist, so müssen auch so gar die Menschen, die noch gut sind, gegen die Bösen sich vertheidigen, um nicht gar von ihnen ausgerottet zu werden.

Diese Art von Vertheidigung, kan uns alleine rechtfertigen gegen andre Menschen Wehr und Waffen zu gebrauchen, welche wir sonst zu



zu lieben und ihnen gutes zu erweisen geschaffen sind. Außer dieser Vertheidigung kan man keinen andern Grund eines rechtmäßigen Kriegs angeben. Man mag solchen bemänteln wie man will; alles lauft auf eitel Hoheit und Tyranney hinaus.

Es mangelt zwar nicht an scheinbaren Ursachen, welche man in denen Kriegs Erklärungen kund zu machen pflegt. Man findet davon eine starke Sammlung in dem Corps diplomatique du droit des gens, welches Dumont heraus gegeben hat: Allein wenn man die Lehre des Völker Rechts auf dieselbe gründen solte, so müste man solche Meynungen annehmen, die demselben schnurstracks zuwieder laufen. Die Beziehung auf die Gerechtigkeit ist nur ein Blendwerk, dem gemeinen Volk dadurch etwas vor zu spiegeln; oder wann es hoch komt, so sind solches weit hergesuchte Rechts Gründe, die sich auf gewisse seichte Lehr Sätze berufen, von welchen weder die Vernunft noch die natürliche Billigkeit etwas weiß: künstlich erfommene Rechtsfertigungen schnöder Thaten und Verderbungen der Länder und Völker.

Sind aber die Erbsolgen, wird mancher fragen, nicht auch eine gerechte Ursache des Kriegs, wenn solche ein Potentat dem andern strittig macht? Ich müste solches bejahen, wann ich den gemeinen Meynungen beypflichten könnte. Allein ich finde in dem ganzen Natur Gesetz

nicht den geringsten Grund die Erbfolgen als ein Recht zu vertheidigen.

Was sag ich? Alle Gerechtigkeit und aller Wohlstand der menschlichen Gesellschaft leidet darunter; und wann auch tausendmal die Völker, die Ordnung der Erbfolgen im Regiment, wodurch die Tyrannen sich fortgepflanzt, bewilliget haben, so ist solches doch nur aus Zwang, niemahls aber aus einer frey überlegten Wahl geschehen.

Es ist zwar öfters eine unumgängliche Nothwendigkeit aus zweyen Uebeln eines zu erwählen, um einen Land verderblichen Krieg vorzubeugen, oder ein Ende zu machen? Allein, diese Nothwendigkeit giebt deswegen doch demjenigen kein Recht, der bey dieser Gelegenheit sich die Oberherrschaft anmasset, die gemeine Freyheit zu unterdrücken, und Land und Leute zu einem eigenthümlichen Erbgut zu machen. Was verursachte den Krieg unter den Mächtigen? Warum unterwarf man sich ihrer Gewalt? Wie machte es Cansar, um Rom und Reich an sich zu bringen? Warum widersezte sich ihm ein redlicher Cato? Brachte das Verhalten dieses großmüthigen Römers ihm nicht einen weit größern Ruhm, als die Herrsucht dem Ueberwinder? Diese Sachen reden von sich selbst.

Man liest in den Geschichten mit Entsetzen, wie die hochmüthigste Menschen sich um Cron und Scepter herum geschmissen, und darzu die ganze

ganze Wohlfart der Länder aufgesetzt haben. Das Blut der Unterthanen rieselte wie die Bäche; man schlachtete sich mit tausenden. Nur weil sie gezwungen wurden einem von dem stolzen Beherrschern beizustehen, die sich um einige Vorzüge schlugen, daran der menschlichen Gesellschaft nicht das geringste gelegen war.

Die Köpfe flogen durch die Hände der Scharfrichter wie die leichte Luft-Ballen, damit müßige Leute ihr Spiel treiben. Man schonte darbey die gekrönten Häupter so wenig, als die Häufe der Sklaven. So gar der Nacken unschuldiger und tugendhafter Königinnen, mußte der rasenden Herrsucht zum Opfer dienen; davon unter andern ein Beyspiel in den Englischen Geschichten, von der Johanna Gray zu finden ist. Solte man sagen, daß vernünftige Geschöpfe, ja gar die wichtigste Völker, so weit von dem Endzweck der Natur und des geselligen Lebens abweichen könnten?

Man hat vormahls zwey besondere Tugenden an den alten Teutschen gerühmet, nemlich ihre Treu und Tapferkeit, womit sie ihre Freyheit verfochten haben. Beyde sind leider, zu unsern Zeiten in Abnahme gekommen.

Ich unterstehe mich zwar nicht zu behaupten, daß so wohl die eine als die andere ihre Grund-Sätze in einer reinen Sittenlehre solten gehabt haben.

Tacitus erwehnet derselben zu einer Zeit, da die Deutschen noch mit unter die wilde und ungesittete Völker gerechnet wurden. Beyde Eigenschaften waren also nicht auf die Lehren der Weisheit, sondern auf die bloße Natur gegründet, die in ihrem ungebundenen Wesen nicht viel von Regeln und Gesetzen wusste. Allein diese Natur war gleichwohl gut und fähig durch Zucht und Ordnung alle Eindrücke der Tugend anzunehmen. Warum haben wir solche durch unsre Schwelgereyen und Uppigkeiten verderben? Warum haben wir aus Weichlichkeit und Liebe eines weibischen Prachts uns zu Sklaven der Großen gemacht? Warum helfen wir ihnen noch bis auf den heutigen Tag, Land und Leut verderben?

Der Fürsten Reden nach, gehören Land und Leut ihnen eigen; Also sind sie berechtigt, solche gegen eines jeden Eingriff und Anspruch auf alle mögliche Art zu vertheidigen; nicht als Häupter und Regenten, sondern als Herrn und Eigenthümer. Sie sind nun einmal darinn durch langwierige Besizungen, durch so viele Friedensschlüsse, Verträge und Einwilligung der Völker gesichert und haben solche auf ihre Erben und Nachkommen gebracht.

Man muß demnach die Erbfolgen gelten lassen, wo sie einmal eingeführet sind, um Krieg und Blutvergießen zu verhüten. So viel aber sollte man die Macht der Großen in Christlichen Staaten billig zu beschräncken suchen, daß

daß die Tyranny darinn nicht überhand nehme, und daß im Fall ein fürstliches Haus ausstürbe, das Land, als wie verwaist, wieder zu seiner natürlichen Freyheit gelange, und sich eine solche Regierungs-Form wehlen mögte, die der gemeinen Wohlfart am zuträglichsten sey. Denn dadurch würden zum wenigsten die grausame Successions-Kriege vermieden, welche bisher so viele Länder verheeret, und so viel Christen Blut gekostet haben.

Die Rechts-Gelehrten dürften sich alsdamm nicht mehr die Köpfe verbrechen, um die richtige Abstammung der nechsten Anverwandten des ausgestorbenen Fürsten-Hauses ausfindig zu machen, und solche durch scharfsinnig entworfene Stamm-Tafeln von vielen Jahr hunderten her-zuleiten. Man könnte die Mühe sparen, besondere Staats-Rechte zu erlernen, die im Grund nichts anders zeigen, als wie man das menschliche Geschlecht durch die Wut der Waffen beständig aufreiben und ins Verderben stürzen soll. Ja der größte Theil des Lehen-Rechts, welches so viele ganz unauflösbare Fragen in sich hält, würde bey der Abschaffung eines der menschlichen Gesellschaft so nachtheiligen Rechts, zum Glück der armen Unterthanen, deren Schicksal dadurch öfters ungewiß und unglücklich gemacht wird, mit unbrauchbar werden.

Es wär unnöthig durch Landverderbliche Kriege die Fragen zu erörtern, ob das durch  
den

den Todt eines Fürsten verfallene Land ein Manns oder Weibs-Lehen, ob es auf die Runfel, oder auf einen zwanzig Grad entfernten Prinzen fallen müsse? Ob es ein Reichs oder Kirchen-Lehen? Ob der Kayser, oder die Stände darüber zu erkennen haben? Welche Länder frey eigen und erworben, oder Lehenbar seyen. u. f. w.

Denn so weit ist es in der Welt, durch die Herrsucht der Großen, und durch die Höflichkeit der Rechtsgelehrten gekommen, daß man ganze Länder und Völker, so eigenthümlich als ein Landgut, und die Menschen wie das darzu gehörige Vieh betrachtet, welches man erben, veräußern, und in seinen Nutzen zu verwenden pflegt, wie man immer kan und mag.

Um sich aber dieses Eigenthums desto mehr zu versichern, und sich in den Stand zu setzen, noch mehr Land und Leute zu erwerben, haben einige Großen, insonderheit Frankreich, den unglücklichen Einfall gehabt, beständig ein bewehrtes Kriegs-Heer im Land auf den Weinen zu halten. Daher es hernach Mode wurde, daß alle Staaten zu ihrer Sicherheit gleichfals dergleichen in ihrem Lande unterhalten mußten.

Um den Pöbel im Zaum zu halten, dienen die Gesetze und eine gute Policy: mit nichten aber solche Helden, die ihrer Macht und Hoheit das ganze gemeine Wesen aufopfern. Man braucht zur Unterstützung der Gerechtigkeit und Ordnung keine solche Menge bewaffneter Müßiggänger, deren

deren Troß und Uppigkeit öfters noch viel unleidlicher als die Frechheit eines unbescheidenen Pöbels ist. Wollen wir uns einander selber aufreiben, so sparen wir dadurch unsern Feinden die Mühe solches zu thun. Was hilft uns die Verfassung eines gemeinen Wesens, wann diejenige Vereinigungs-Bande, die solches zusammen halten solten, durch eigenmächtige Gewalt und Herrschsucht getrennet werden? Der Heldenmuth stiftet also im gemeinen Wesen nichts als Unheil und Verderben, da er demselben zum Schutz und zur Aufnahme dienen sollte.

Deutschland bestund vormals aus vielen großen und kleinen Staaten, welche unter Carl dem Großen vereiniget, die erste Gestalt eines neuen monarchischen Reichs ausmachten. Die Herzogthümer und die Graffschaften, in welche solches eingetheilet wurde, waren zu derselben Zeit noch nicht erblich, sondern wurden durch Kaiserliche Befehlshaber und Beamte regieret, welche den Titel von Herzoge und Grafen führten.

Diese waren insgemein große Herrn, aus Durchlauchtigem Stamm geboren, und zum Theil auch Anverwandte des Kaiserlichen Hauses. Hierdurch geschah es, daß sie diese Herzogthümer und Graffschaften nach und nach an sich und ihre Nachkommen brachten; doch so, daß sie solche als Reichs-Lehen von dem Kayser empfangen und dabey schwören mußten, ihm und dem Reich treu, hold und gewärtig zu seyn.

Sehet hier den Ursprung der eigenmächtigen Hoheit

Hohheit untrer Reichs-Fürsten und der an ihre Häuser erblich gebrachten Länder. Durch diese eigenmächtige Hohheit masseten sie sich auch das Recht des Krieges und des Friedens an; und weil der Kayser sich zuweilen seiner Obermacht bediente, um einen oder den andern Fürsten, wegen Widersetzlichkeit und Empörung zum Gehorsam zu bringen, so liesen diese ihre Völker dargegen ins Feld ziehen, schlossen Bündnisse mit auswärtigen Mächten, und wurden zum Theil so gros, daß sie sich der Verbindlichkeit mit dem Reich gar entzogen, und zu frey eigenmächtigen Staaten erwuchsen.

Die Italiänische Länder; die Schweiz, Savoyen, Lothringen, Burgund und die ganze Niederlande giengen auf solche Weise von dem teutschen Kayserthum ab; Ein großer Theil des Fränkischen Reichs aber wurde unter dem Nahmen von Frankreich zu einem sehr mächtigen Staat.

Kayser Carl der IV. suchte zwar das teutsche Reich, welches man, um ihn ein desto wichtigeres Ansehen zu geben, das heilige römische Reich nante, in eine neue Verfassung zu bringen; Allein einige Reichs-Fürsten wurden zu so großen Potentaten, daß sie an die Reichs-Abschiede und Aussprüche des Kayfers, sich so viel nicht mehr kehreten.

Die Religion und die Staats-Streiche von Frankreich gaben dabey Anlas, zu vielen innerlichen Kriegen: die Böhmishe Unruhen warfen alles



alles untereinander. Der Westphälische Friede gab zwar dem übel zugerichteten teutschen Staats-Cörper eine neue Gestalt; Allein Frankreich, welches die vorige Zerrüttungen guthetils verursachen half, machte sich dabey zum Schieds-Richter aller zukünftigen Streitigkeiten, indem es die Bewahrung von gedachtem Frieden übernahm. Durch dieses Mittel hat es nun den Eingang in unsre teutsche Staats-Händel bekommen, und weil seiner Obermacht weiter nichts mehr im Wege stehet, als das Haus Oesterreich; so sucht es dasselbe mit aller List und Macht von dem Kaiser-Thron herunter zu bringen, und dessen große Macht zu zertheilen.

Dieser Absicht haben die meiste Reichs-Fürsten ihre Größe zu danken. Je mehr nun dadurch das Reich in seinen Gliedern zertheilet wurde, je mehr wuchs die Französische Macht im Ganzen, sie vereinigte sich unter einem einzigen Befehl; die Macht der Teutschen aber trennet sich unter vielen Häuptern. Was daraus ins künftige entstehen wird, solches dürfte sich bald zeigen. Weiter ist uns nicht erlaubt, unsern freyen Gedanken hier den Lauf zu lassen. S. S.

Doch dürfte der so andern Nerze stellt,  
 Zuletzt darin erhascht selbst hangen bleiben.  
 Dieselbe Kunst, damit er andre fällt,  
 Lehrt andre auch sie gegen ihn zu treiben.  
 Der Löwe ist so leichte nicht verdrungen,  
 Was er nicht kan, das können seine Jungen.  
 ll. Be.

## II.

Bedenken von der Schädlichkeit  
der Festungen und dem wider das Na-  
tur- und Völker-Recht lauffenden Ge-  
brauch des Pulvers. Bey Gelegenheit  
der neulich übergangenen Festung  
Bergen op Zoom.

**V**or alten Zeiten waren in Teutschland keine Festungen, und die Teutschen wurden dem ungeacht doch für die tapfferste Völker gehalten. Die Römer fürchteten sich vor ihnen am meisten: sie überwandten die mächtigste Könige reiche; von Teutschland aber konten sie sich nicht völlig Meister machen, ohneracht sie das ganze Land offen fanden. Sie besetzten den Rheim-Ström mit römischen Colonien, erbaueten Städte und besetzten solche mit Thürn und Mauern.

So waren Cöln, Trier, Mainz, Frankfurt, Worms, Speyer, Strasburg, Augusta Naurocorum bey Basel zc. guten Theils solche Pflanz-Städte der Römer gewesen, welche sie mit Mauern und Thürne umgaben, und auf solche Weise denen Teutschen gleichsam einen Kappezaum anlegten.

Ausser dem wuste man in Teutschland nichts von Städten und Festungen; man wohnte in  
langen

langen Dörfern und Auen. Die Herzogen, die Grafen und die Edelleute hatten insgemein ihre beste Schlösser, welche gegen die Einfälle ihrer Nachbarn und reisenden Raubereyen mit verriegelten Thoren und hohen Mauern versehen waren.

Ein jeder Landes-Einwohner war im Nothfall ein Soldat, und zog unter Anführung seines Herzogen, welcher daher den Nahmen führte, samt den Adel und dessen reifigen Knechten zu Feld, bis endlich unter dem Kayser Heinrich dem Vogler verschiedene Städte in Teutschland angeleget wurden, zu deren Vertheidigung die Einwohner sich als Schützen mit ihren Armbrüsten gebrauchen ließen, und deswegen von dem Landmann, unter dem Nahmen Bürger, unterschieden waren, weil sie die Burg, worunter ein mit Mauern umschlossener Ort verstanden wurde, beschützten.

Da nachhero die teutsche Fürsten und große Herren in Teutschland die Herzogthümer und Graffschaften erblich an sich und ihre Häuser brachten, und endlich gar, bald gegen den Kayser, der sie unter seiner Nothmässigkeit zu erhalten suchte, bald gegen ihre Nachbarn, mit welchen sie in Zwiespalt gerathen waren, Kriege führten; so wurde ganz Teutschland mit festen Städten und Schlössern angefüllet, mithin der Landfriede dadurch immer mehr und mehr gestöret.

Als darauf die abscheuliche Erfindung durch den Salpeter das menschliche Geschlecht aus der Welt zu schiefen, aufgekommen war, lies man es nicht mehr bey den bloßen Mauern be-  
 wenden,

18 Bedenken von der Schädlichkeit

wenden, um einen Platz zu befestigen; denn solche wurden durch das grobe Geschütz bald über'n Haufen gerissen. Also sann man auf hohe Schanzen, tiefe Gräben und allerhand Ausen's Werke, die man mit Canonen besetzte.

Man liest mit Grausen und Entsetzen die jämmerliche Zerstörungen, welche die Macht des Pulvers, in allen Ländern angerichtet hat. Niemanden ist eine Erfindung der Welt schädlicher gewesen, und man sollte billig wünschen, daß der verruchte Pfaff bey der ersten Probe mit in die Luft geflogen wäre, damit niemand ihm das teuflische Kunststück abgelernt hätte. \*

O maledetto, O abominoso tiridigno:  
Che fabricato nel Tartareo fondo,  
Fosti, per mandi Belzebu maligne,  
Che roinar per te difegnò il mondo. \*\*

Noch dieser Eifer ist so unzeitig als vergebens. Das Uebel ist nun einmahl in der Welt, und dürfte vielleicht nicht ehender, als mit der allgemeinen Blut, welche die Erde verzehren soll, ausdampfen.

Die Frage ist, wie man Land und Leute gegen diese abscheuliche Nordbrennerey am füglichsten

\* Polyd. Virgilius de reb. inventorib. schreibt die Erfindung des Schies. Pulvers einem Dominicaner. Mönchen zu, mit Nahmen Berthold Schwarz. Die Ehinejer aber sollen den Gebrauch davon lang vorher gewußt haben.

\*\* Ariosto in Orlando fur.

lichffen erretten soll? Die Festungen sind eben diejenige Mittel, welche die höllische Feuer entzünden und demselben das Verderben der gemeinen Wohlfart entgegen setzen.

Weil ich mich bisher in meinen freyen Gedanken ohnedem schon zu einem kleinen Staats.Kezer aufgeworfen, der in verschiedenen Stücken sich erkühnet, denen gemeinen Meynungen zu widersprechen, so will ich auch hier eine kurze Untersuchung wagen, ob nicht die Festungen einem Land schädlicher als nützlich seyen.

Daß man gewisse Berg = Schlöffer und Castelle auf den Gränzen eines Reichs befestiget, und dadurch das Land gegen die Streifereyen und Einfälle eines feindseligen Nachbarn zu bedecken sucht, solches ist eine nöthige und kluge Vorsichtigkeit; allein daß man damit zugefahren und wohl gelegene ansehnliche Plätze, wo nicht gar die Haupt. Städte selbst, zu Festungen und Waffenplätze gemacht, dieses ist, meinem Bedünken nach, eine zum höchsten Nachtheil des Landes eingeführte Gewohnheit.

Man hat bisher gegen die unruhige Franzosen durch eine Menge Gränz. Festungen, sich in Sicherheit zu setzen vermeynet; Allein, was haben sie geholfen, als daß sie viel Geld und Mannschaft gekostet, und zuletzt, theils zu ihrem und des Landes Verderben, gar in Französische Hände gerathen sind?

## 20 Bedenken von der Schädlichkeit

Ich sehe demnach nicht, worzu die Festungen heutiges Tages anders dienen, als daß da durch mehr Menschen auf die Schlachtbank geliefert, und dem Vulcan aufgeopfert werden.

Ich sage noch mehr, und getraue mir zu beweisen, daß seit deme die Kriegs- u. Baukunst, die Menschen gelehret hat, hinter Wall und Mauren zu fechten, die Kriege 1) weit kostbarer, 2) langwieriger, 3) blutiger, und 4) Landverderblicher sind als vormals, da noch die Tapferkeit galt, und Mann vor Mann die Waffen führte. \*

### I.

Es ist gewiß, daß ein Krieg nicht halb so kostbar seyn würde, wenn man sich nicht mit dem vielen schweren Geschütz belästigte, und so ungeheure Mühe auf den unglücklichen Festungs-Bau verwendete. Den Reuter trägt sein Pferd, und dieses läßt, im Fall der Noth, noch einen Fußgänger mit hinten aufsitzen. Zum Gepäcke braucht man leichten Vorspann, wenn anders unsere große Herren und unser Adel nicht zum Prunk die Züge mit unnöthiger Rüstung beschweren. Allein, wie geht es, wenn die donnernde Mauren- u. Brecher, die Charthaunen, Feld- u. Schlangen und schwere Stücke über Berg und Thal sollen geschleppt werden? Hier seufzet die ganze Natur über die gräßliche Ge-

\* Jam perit Virtus, schrieb Archidamus, als die Catapulta in Sicilien erfunden wurde, welches eine Maschine war, damit man die Menschen in der Ferne tödten konnte.

Gewalt die man ihr und ihren Geschöpfen an-  
thut; da zittert und feucht das vorgespante  
Vieh: Da weinet der arme Bauer über das  
jämmerliche Verderben seiner Zug- Ochsen:  
da fluchet der tobende Soldat, der diesen un-  
geheuren Maschinen zur Bedeckung folgen muß,  
alle Himmel und Sacramenten zusammen,  
wenn jene im Roth stecken bleiben, und er so lang  
nicht in das Quartier kommet. Was hundert  
muthige Streiter ausrichten könnten; dazu wer-  
den noch einmahl so viel erfordert; und wenn  
man das Lager der Feuerwerker siehet, so solte  
man denken, diese Leute wären die Vorsteher der  
Gräber und des Todes, welche allen helden-  
müthigen Anschlägen eines tapfern Heers im  
Wege stünden. Was kostet nicht der Festungs-  
Bau überhaupt? was kostet das darzu erforder-  
liche grosse und kleine Geschütz? was kosten die  
Pulver- Mühlen und die vielerley Metallen die  
in den Gieß- Häusern verschmolzen werden?  
Was kosten die Feuerwerker, die Schmiede,  
die Wagker, die Zug- Pferde, die Zeug- Hüs-  
ser? u. s. w.

Der erste Satz ist also richtig, daß die Kries-  
ge seit dem der Festungs- Bau allenthalben so  
hoch empor gekommen, weit kostbarer sind.

## II.

Daß auch die Kriege, wegen den Festungen,  
weit länger zu dauern pflegen, als wenn man  
sich mit solchen nicht aufhielt, solches liegt  
gleich

## 22 Bedenken von der Schädlichkeit

gleichfalls am Tage. Wie viel Zeit und wie viel Anstalten werden nicht zur Belagerung einer Festung erfordert? Wär es nicht ungleich besser, man zög seinem Feind muthig entgegen und suchte die Sache mit einmahl durch ein Haupt-Treffen zu entscheiden?

Schädlicher hätte man in der Welt nichts erfinden können, um einen Krieg lang, jämmerlich und Landverderblich zu machen. Frankreich ist in dieser Sache Meister. Die benachbarte Festungen dienen ihm zu einer trefflichen Gelegenheit seine Völker auf fremden Grund und Boden zu wanden, und den Krieg so lang hinaus zu spielen, bis es dadurch erhält, was es erhalten will.

Hätten wir Deutsche keine so wichtige Festungen zu vertheidigen gehabt, auf die wir uns zu unserm Schaden verlassen hätten; so würden wir vielleicht uns haben gefallen lassen, mit zusammengesetzten Kräften einem so gefährlichen Feind auf den Leib zu gehen, und in seine eigene Länder einzudringen, ohne sich mit seinen Festungen aufzuhalten.

Man muß aber den Krieg nicht als Räuber und Nordbrenner führen. Dieses schiebet sich ohnedem nicht für ehrliebende Völker, die nur den Feind deswegen in seinem Lande heimsuchen, um ihn von ihren Gränzen abzuhalten, und zum Frieden zu zwingen.

Der



Der König in Preussen, als der größte Held unferer Zeiten, unternahm keine wichtige Belagerung; seine Völker rückten ins Feld. Ein paar Schlachten trieben die Sache zu Ende, und machten Frieden. Warum sollte dieses nicht auch mit Frankreich angehen? Die Franzosen übertreffen alle Völker in der Kunst sowohl Wall und Mauren zu vertheidigen als einzunehmen. Man lasse ihre Festungen Festungen seyn, und wage es mit ihnen an der Spitze eines tapferen Kriegs-Heers. Man wage sich nur nicht weiter, als man die Zufuhr und den Rücken frey hat. Das übrige wird sich bald zeigen.

Der Uebergang des Prinzen Carls von Lothringen über den Rhein, und der Einbruch in das Elsaß war vor einigen Jahren unvergleichlich. Seine Truppen würden sich an Straßburg nicht die Zähne zerbissen haben. Es lag ihnen gut: das ganze Land war offen. Wär der König von Frankreich mit seiner Macht auf ihn loß gezogen, so hätte eine Schlacht den Handel geendiget. Wie viel tausend Menschen wären dadurch bey Leben, und wie viel schöne Städte unverwüstet geblieben?

Die Preussische Länder haben außer Wesel, Stettin und Magdeburg keine Haupt-Festungen, allein sie werden durch eine auserlesene Mannschaft bedeckt. Ein kluger Monarch, der so viel auf ein stattliches Kriegs-Heer verwendet, sollte der nicht auch bedacht seyn Festun-

## 24 Bedenken von der Schädlichkeit

stungen zu bauen, wann er wüßte, daß solche zum Schutz seiner Länder vonnöthen wären.

Die Teutschen hätten allem Vermuthen nach ihre Sache gut gemacht, wenn sie vor einem Jahr, da sie in die Provence eingedrungen waren, hurtig fortgerucket wären, und es mit den Genuesern nicht versehen hätten; deren Zustand sie nöthigte wieder über den Varo zurück zu gehen. Bellisle wår mit seinem abgematteten Heer gewiß zu spät gekommen, ihnen den weiten Paß in Frankreich zu disputiren.

### III.

Daß die Kriege nicht allein kostbarer und langwieriger, sondern auch abscheulicher und blutiger durch den Festungs-Bau geworden sind, solches brauchet keines andern Beweises, als die traurige Erfahrung. Die Kunst hätte nichts grausamers erfinden können, die Natur niederzureißen, als die greuliche Maschinen welche die Wälle und Mauern umgeworfen, Thürne und Häuser niederstürzen, und die Menschen verwundet, gequetschet, verbrant oder elendig getödtet, unter Schutt und Stein begraben. Wie viel hundert brave Leute stiegen nicht mit einmahl durch eine gesprengte Mine in die Luft? Wie jämmerlich siehet es nicht in einer belagerten Stadt aus, wenn darinnen Krankheit, Seuche und Mangel an Lebensmittel einreisset? Man kan die Geschichten davon nicht ohne Grausen und Entsetzen lesen.

Wie

Wie muß nicht dem armen Soldaten zu Muthe seyn, der sich zuweilen ganze Monate lang in einer solchen Festung eingesperrt, und instets fortwährender Noth und Gefahr siehet? Der, wann er den Feind an einem Ort abgetrieben, solchen an andern wieder einbrechen siehet; der Tag und Nacht keine Ruhe, kein Lager und keine Erquickung hat, die erschöpfte Lebensgeister wieder zu ersehen. Kein Wunder, wenn einem Soldaten, der im Kriegswesen einige Erfahrung hat, die Haut schauert, wenn er in eine Festung geworfen wird; um solche zu vertheidigen. Will er als ein Befehlshaber, seinem Heldenmuth die belagerte Stadt opfern, und sich mit seiner Besatzung, nach der gewöhnlichen Redensart, bis auf den letzten Blutstropfen wehren, so siehet er eine geängstigte Bürgerschaft zu seinen Füßen, die ihn stets um Mitleiden und Erbarmen anflehet. Er siehet ihre Häuser im Rauch aufsteigen, und ihre Tempel zu Boden stürzen. Er höret um sich herum nichts als heulen und Wehklagen; der Jammer ist allgemein.

Wo demnach noch ein menschliches Gefühl seine Seele rühret, so hat er gleichsam zwei Feinde, die seinen Mund bestürmen: den einen innerhalb, und den andern ausserhalb der Mauern. Läßt er seinen Mund beugen, und sein hartes Herz erweichen, so siehet er nichts als Verachtung, Schimpf und Schande vor sich. Uebergibt er die Festung, ohne vorher die Stadt,

B 5

sein

## 26 Bedenken von der Schädlichkeit

sein Volk und sich selbst zu ruiniren, so wird er vor das Kriegs-Recht gefordert.

Der Vorwand der äußersten Noth und daß er den Rest der ihm anvertrauten Mannschafft noch zu retten gesucht, wird kaum angehört; wann ihm nicht gar, wie jenem unglücklichen Befehlshaber in Nissa, Graf von Dyak, der Kopf vor die Füße gelegt wird.

Elende Art zu Kriegen! Wie hat doch die Gewohnheit, das Vorurtheil und die schädliche Kunst des Festungs-Baues vernünftige Völker so weit verblenden können!

### IV.

Der Schaden welcher Land und Leut durch die Festungen zuwächst, zeigt sich schon mehr als zu viel, wann ein Krieg große Geld-Summen erfordert, lang währet und sehr blutig ist. Daß die Festungen darzu die meiste Anlaß geben, solches ist durch die drey obige Artickel hoffentlich sattsam erwiesen worden. Er wird also auch dadurch Landverderblich. Je länger ein Krieg währet, desto schädlicher ist er auch. Eines folget aus dem andern.

Eine Festung ist schon dadurch einem Land schädlich genug, weil sie eine Festung ist. Die Anlage und die Erhaltung derselben kostet schon ein großes Geld. Man muß darin eine starke Besatzung halten, die Zeug-Häuser mit  
Wehr

Wehr und Waffen anfüllen, und die Wälle mit schweren Geschütze bepflanzen, auch dieses kostet Geld. Diese werden insgemein dem Feind zur Beute, wenn er solche erobert; und wie selten geschieht es, daß er davon wieder abziehen muß?

Der Verlust davon ist also bey nah un- vermeidlich, und dieser nicht allein, sondern Stadt, Festungs- Werke, Vorstädte, Gärten, Feldgüter; kurz, die ganze Gegend da- herum wird zugleich ruiniret. Bürger und Bau- ren kommen um Haus und Hof, um Haab und Gut, und können sich ihres Schadens lang nicht wieder erholen. Worin bestehet al- so der vermeynte Vortheil den ein Land von seinen Festungen ziehet? Ich sehe keinen.

Unsere Liebhaber der Festungen sagen, sie dienen zur Bedeckung des Landes. Die Er- fahrung aber lehret das Gegentheil. Engelland, Pohlen und die Preussische Länder, sind schier auf allen Seiten offen. Wann ist ein Krieg in diesen Ländern gewesen, oder wann hat sich solcher nicht bald wieder geendiget. Wie lang währen im Gegentheil nicht die Kriege in Ita- lien, am Rhein, in den Niederlanden und in Ungarn? Ist solches nicht, weil die viele da- selbst befindliche Festungen Anlaß geben den Lauf der Waffen zu hemmen, indem sie dem- selben eigentlich die rechte Nahrung und im- mer neuen Aufenthalt geben?

Die Niederlande sind deswegen der rechte  
Zum,

28 Bedenken von der Schädlichkeit

Zummelplatz des Mars. Die sogenannte Barriere Städte dienen mehr zum Aufenthalt des Kriegs als zur Bedeckung des Landes. Frankreich findet den Schlüssel zu allen. Es läßt sich diese Kunst in etwas kosten. Sie bringen auch alles redlich wieder ein. Die Franzosen belagern die Festungen auf Unkosten des Landes: sie brauchen darzu das Geschütz aus einer vorher eroberten Festung, um die andere damit zu beschießen. Mit den Brand-Schatzungen, welche sie im Land ausschreiben, unterhalten sie so viel Volk als sie nöthig haben einen Platz nach dem andern wegzunehmen. Die Bauern im Land müssen helfen schanzen, und die Zufuhren herbey schaffen.

Es ist wahr, der tapfere Widerstand, welchen diese Völker hin und wieder finden, kostet ihnen viel Blut; allein, was half ihr Verlust im letzten Krieg den Waffen der Fünds-Verwandten? Ganz Flandern und Brabant giengen in einem Feldzug verlohren: Man verlies sich auf die Gränz-Dorfer: Unglückliches Verfrauen! So viel deren angegriffen wurden, giengen verlohren, und dieses nicht allein, Geschütz, Rüstung und Mannschafft wurden zugleich dem Feind zur Beute.

Das stolze Bergen op Zoom sollte allein die Ehre der Festungen retten. Ein Platz, der noch nie von Feinden war erobert worden, den die Natur wegen seiner Lage, sowohl als die Kunst, schien unüberwindlich gemacht zu haben; den

den von der einen Seiten ein gewaltiges Heer bedeckte, der beständig mit frischer Mannschafft und Zufuhr konte versehen werden: Ein solcher Plak, sag ich, hätte allerdings einen wenig schlauern Feind, als die Franzosen, abhalten sollen, sein Glück davor zu wagen. Allein, Kunst, Natur, Macht, Tapferkeit und Ueberfluß, alles dieses war nicht zulänglich, den Franz dieser so genannten Jungfer gegen einen listigen Buhler zu retten, der mit Verstand und Klugheit mehr auszurichten wußte, als ihre Beschützer mit Gewalt und Waffen. Ja, heißt es, man hat Verrätherey gebraucht; elende Ausflucht. Gesezt, der Ort sey durch Verrätherey übergangen, eine solche Verrätherey macht Frankreich Ehre? denjenigen aber, die sich damit eingelassen haben, Schande. Die List im Krieg ist nicht allein erlaubt, sondern auch besser, als Wuth und Waffen; durch diese werden die Menschen aufgerieben, und durch jene geschonet.

Man beschuldiget insgemein die Franzosen einer Verrätherey, wenn man selbst die Schanze versehen; wie man ehemals dieselige Leute der Hererey beschuldigte, die mehr Wiß als andre hatten, eine Sache, davon man die Möglichkeit nicht einsah, glücklich auszuführen. Die Verrätherey, durch welche diese berühmte Festung ist erobert worden, war die Sicherheit der Belagerten und die Wachsamkeit der Belagerer. Diese sahen, daß man sich in der Festung etwas zu gut that und wacker Gesundheiten trank: sie

schos-

30 Bedenken von der Schädlichkeit

schossen, als bey einem Freuden - Fest, die Stücke dazu: sie setzten der Stadt nur mit schwachen Kräften zu, und thaten, als ob sie das Handwerk, Städte einzunehmen nur halb verstünden. Die Bomben zerplatzten theils in der Luft; theils thaten nur ein wenig Schaden. Die höfliche Franzosen bezeigten gleichsam eine Ehrerbietung vor einem Ort, der so vielen vornehmen Herren und Generals, Personen zum Aufenthalt diente: Man warf des Nachts einige Schies-Bälle auf, und lies sich solche des Tages wieder ruhig niederschiesen.

Endlich hies es, man würde die Belagerung gar aufheben, und der König habe gar seine Reise wieder nach Paris zurück genommen. Dieses konte nichts anders, als ein Jauchzen und Frolocken in der bisher beängstigten Stadt verursachen. Solte hiebey eine Verrätherey vorgegangen seyn, so müste der Französische Minister im Haag die Holländer bewogen haben, der Besatzung in Bergen op Zoom so viel Wein, Bier und Brandwein zuschicken, bis sie so vergnügt, als des Hannibals Soldaten in Capua seyn mögten.

Die arme Franzosen hungerten vor der Stadt, mitlerweile die Belagerten schmauseten und im Ueberfluß lebten. Es wachet sich viel besser, wenn man nüchtern ist, als wenn das Haupt von den Dünsten vieler Speisen und Verränken beschweret wird. Die Kriegs-Baumeister vertheidigten unterdessen ihre Schanze nach



nach den Kunst: sie verstopften alle Löcher, welche die Franzosen machten; allein, wer kan an alle denken? Die Besatzung that zuweilen kleine Ausfälle, um sich ein wenig aufzumuntern: sie gebrauchten sich darzu eines verborgenen Ausgangs: dieses Loch war für sie und nicht für die Franzosen offen. Es war also nicht regelmäßig, daß diese nicht da in die Stadt kamen, wo sie die Werke niedergeschossen hatten.

Wer siehet hier nicht die Verrätherey? Man verdenk es doch den armen Franzosen nicht, daß sie endlich Appetit bekamen, bey den lustigen Holländern sich zu Gast zu laden. Als ungebetene Gäste erschienen sie im Dunkeln: der erste Theil der Nacht, welchen man im Gelach mit tapferen Muth zugebracht hatte, war vorbey.

Alles schlief. Die ausgestellte Wachen auf den gefährlichsten Posten lagen in stiller Ruh. Die Franzosen wolten sie nicht durch ihr ungestümmes Geschütz aufwecken, sie schlichen nur heimlich an die Pasteyen und durch den Ort, wo sie in die Stadt kamen. Ist dieses nicht wieder eine Verrätherey? Nachdem die erste Waghälse glücklich durchgewischt waren, und die erste Wachen übereinander warfen, war es zu spät, das Loch, durch welches sie kamen, zu stopfen. Ein Mann schloß sich an den andern: Es war nicht ein Trupp von freywilligen und irrenden Rittern. Die ganze Armee war  
im

### 32 Bedenken von der Schädlichkeit

im Anzug, drang über die niedergeworfene Mauren, und eroberte die zu spät aufwachende Stadt. Welcher Verlust!

Dieses einzige, dieses noch rauchende Exempel ist genug, unsern Saß von der Schädlichkeit der Festungen zu beweisen. Schläfrige Völker, die ihren Schatz und ihre Sicherheit hinter Wall und Mauren suchen! Warum nicht frühzeitig dem Feinde tapfer entgegen gerückt? Warum ihn so viel Zeit gelassen, bis er mit voller Macht eindringet? Warum das Geld nicht zu rechter Zeit angewendet, um solche Anstalten vorzuziehen, die zur Sicherheit des Landes erfordert werden? O schädliche Festungen! man verläßet sich auf eure stolze Mauren; allein ihr seyd ein Spiel der Feinde, eine Stütze der Trägheit, ein Schrecken der Tapferkeit, ein Verderben der Länder, eine Marter = Bank des menschlichen Geschlechts.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch einen Einfall wagen, der vielleicht zu mehrem Nachdenken dürfte Anlaß geben. Wir haben unter uns, als gesitteten und Christlichen Völker, die Selaveren abgeschafft: Wir lassen die gefangene Befehlshaber auf ihr bloßes Wort nach Hause, oder wohin sie wollen, gehen. Wir behalten zum Unterpfand, daß sie auf Zeit und Stunde sich wieder stellen müssen, nichts anders zurück, als ihren ehelichen Nahmen, oder wie es die Franzosen nennen; die parole d'honneur. Wir gehen noch weiter, wir halten es für uns christlich und für unehelich, gegen einen Feind  
vers

vergiftet oder solche Waffen zu gebrauchen, die erstlich nach dem Gefecht durch lange Schmerzen tödten.

Alle diese Dinge gründen sich auf eine vernünftige Natur, die alles dasjenige als eine rasende Grausamkeit verabscheuet, was die Bande der menschlichen Gesellschaft zerreiſset, die Lebendigen peiniget, und niemand nuhet. Ist es nicht eine rasende Grausamkeit, wann ein Soldat andere, die dem Feind beystehen, ohne Ursache und vorsehllich martert, da ihm der Krieg nur allein das Recht giebt, solche zu tödten.

Folgen wir diesen einfältigen Spuren der Natur noch weiter, so werden wir finden, daß der Gebrauch des Pulvers denen Begriffen der Ehre, der Großmuth und der Tapferkeit fast eben so zuwider sey; denn obgleich einige Völker sich vormahls der Pfeilen und Wurf-Spiessen bedienet haben; so waren dieselbe doch bey weitem von keiner so schädlichen Wirkung. Man durchwühlte nicht die Erde, um solche mit ganzen Muren und Heeren in die Luft zu schmeißen; man warf nicht durch einem Schuß ganze Glieder zu Boden. Es wurden nicht ganze Städte durch etliche Bomben auf einmal in Asche und Graus verkehret. Der Muth lobte den Mann, und die Tapferkeit trug Sieg und Ruhm davon. Ein Held konte großmüthig die Feinde überwinden, und die Ueberwundene schonen. Man weiß, daß man den Krieg nicht aus persöhnlicher Feindschaft, sondern wegen Streitigkeiten der Großen führet. Es ist also wider die Natur, Menschen unseres gleichen,  
 die

### 34 Bedenken von der Schädlichkeit

die wir nicht kennen, und die uns nie beleidiget haben, auf eine so jämmerliche Art zu morden und aus der Welt zu schicken.

Solte man nicht, in Betrachtung aller dieser Umstände, auf einen allgemeinen Friedensschluß die Sache dahin vermitteln können, daß die Christliche Staaten in Europa es unter einander verabredeten, und daraus auf gleiche Art, wie mit dem Gesandtschafts-Recht, ein allgemeines Gesetz der Völker machten. Vermög deme, keinen Christlichen Potentaten erlaubt seyn sollte, bey entstehenden Kriegen Pulver und Schieß-Gewehr gegen einander zu gebrauchen; mithin diese Art Krieg zu führen, für barbarisch, unerlaubt, ungerecht und unehrlich zu erklären. \*

Wir führen entweder den Krieg wie ganz ungesittete und wilde Völker, das ist als Barbaren, oder wir führen denselben als solche Menschen die Vernunft, Ehre und Gerechtigkeit zu Grundregeln ihrer Handlungen machen. Ist es das erste, so brauchen wir weder Kriegs-, noch Völkerrecht. Wir können einander plündern, würgen und todt schmeissen, wie es uns einfällt,

\* In den Berliner gelehrten Zeitungen beliehte der Herr Verfasser hierüber die Frage zu thun: Wie man denn den Krieg führen wolte, wenn man den Gebrauch des Pulvers abschaffen wolte? Ich würde das menschliche Geschlecht für glücklich schätzen, wenn sie sonst keine Wissenschaft von der aller entsetzlichsten Kunst in der Welt hätte: Allein, die Griechen und die Römer haben die Kriegskünste ja so weit getrieben als wir, ob sie gleich von dem Gebrauch des Pulvers nichts wußten.

fält, und nachdem uns darzu die Häufte gewachsen sind. Wir brauchten sodann weder Regenten, noch Obrigkeiten, noch Mittels-Personen, noch Gesandtschaften.

Alle dergleichen Umstände wären unnöthig und überflüssig. Nichts wär heilig, nichts unverlegbar, nichts unehrlich, nichts unanständig. Wir lebten ohne Gesetze, ohne Ordnung, ohne Pflichten. Ehr und Redlichkeit, Treu und Glauben, Großmuth und Tapferkeit, Leutseligkeit und Menschen-Liebe, Religion und Frömmigkeit; Alles dieses wären leere Mahmen, nichts bedeutende Buchstaben, Grillen einiger gelehrten Fantasten, die dergleichen Lehr-Sätze in die Welt gebracht hätten, um sich einiges Ansehen zu geben.

Führen wir im Gegentheil den Krieg als solche Völker, die Vernunft, Ehre und Gerechtigkeit zu Grundregeln ihrer Handlungen machen wollen; so müssen wir davon ganz anders reden. So bald wir uns gewissen Lebens-Regeln, als vernünftige Geschöpfe, unterwerfen, so bald erkennen wir auch gewisse Pflichten. Auf die Beobachtung dieser Pflichten gründet sich die Ehre; Aus ihrer Unterlassung aber entspringet die Schande. Derjenige, der diese Pflichten im gemeinen Leben zu beobachten pflegt, wird ein ehrlicher Mann genennet; und wer als ein solcher, in gefährlichen und erhabenen Umständen, die Wohlfart des Staats besorgen hilft, der ist auch zugleich ein Held. Weil nun diese Umstände vornemlich im Krieg vorkommen, so sind die darinnen zu beobachtende

### 36 Bedenken von der Schädlichkeit

Pflichten mit einer desto größeren Ehre verknüpft. Wollen demnach die Kriegs-Leute dieser Ehre in der That theilhaftig werden, so müssen sie ihre Handlungen desto sorgfältiger darnach einrichten. Die Franzosen haben deswegen nicht unrecht, daß sie den Kriegs- oder Soldatenstand das *Métier d'honneur* nennen.

Von dem gemeinen Soldaten, welche insgemein aus dem Schlamm des Pöbels gezogen werden, kan man sich solche edle und erhabene Gedanken nicht vermuthen; allein die Befehlshaber, die mehrentheils Leute von guten Häusern und adelichen Herkommen sind, mithin eine gewisse Standsmäßige Lebens-Art zu haben pflegen, müssen allerdings hier genau wissen, worinnen die wahre Ehre bestehet, und wie sie sich derselben gemäs in allen Stücken zu verhalten haben. Sie müssen dem Feind wiedersehen, ohne ihren Muth mit wilder Grausamkeit zu vermengen: sie müssen keine Räuber, keine Henker und keine Mordbrenner abgeben, um tapfere Soldaten zu seyn. Sie müssen die Waffen gegen bewährte Männer, und nicht gegen den armen Landmann und andre unschuldige Einwohner der feindlichen Länder führen; diese müssen sie schützen, und gegen jene streiten. Sie können nicht als mit Schande ungerecht und grausam seyn.

Wann wir diese Betrachtungen voraussetzen, so ist es wohl nicht möglich diejenige Mittel und Waffen im Krieg zu entschuldigen, welche die Gränze einer vernünftigen und rechtmäßigen Vertheidigung überschreiten. Das Pulver gehöret mit unter die unanständige Kriegs-

Kriegsmittel welche weder einen vernünftigen noch rechtmäßigen Endzweck haben. Dann der Schaden, der dadurch verursacht wird, gehet über die Nothwendigkeit einer gerechten Vertheidigung, und macht arme Leut, ohne daß es die Umstände erfordern. Also ist der Gebrauch desselben, mit nichten zu entschuldigen.

Wir haben zwar eine Regel in unserm Kriegs-Recht die heißt: Einem Feind ist gegen den andern alles erlaubt. *Hosti in hostem omnia licet.* Allein dieser Mächts-Spruch ist aus dem Kriegs- und Völkerrecht der Hottentotten und Cannibalen genommen. Kein vernünftiger Mensch wird sich eine Freyheit anmaßen, gegen die Natur und die Menschlichkeit zu toben. Wir sind unsern Feinden so viel Gerechtigkeit schuldig, als unsern Freunden, und als uns selbst; dann die Gerechtigkeit ist das allgemeine Band der vernünftigen Natur? sie verabscheuet alles dasjenige, was ihre Ordnung störet und sie leiden macht. Was wir uns also gegen andre erlauben, daß erlauben wir auch gegen uns. Brauchen wir gegen unsern Feind vergiftete Waffen, gedrähetes Blei, Cartätschen, Pulver, Verrätheren, Betrug und Meuchel-Mord; Sengen und brennen wir ohne alle Noth, und machen, daß viel tausend unschuldige Menschen darüber zu Grunde gehen. Brechen wir Eyd und Zusage, und schonen auch der armen Gefangenen, ja, wie die heroische Kriegs-Worte lauten, das Kind in Mutterleibe nicht; so können wir bey dieser barbarischen Art, die Waffen zu füh-

### 38 Bedenken von der Schädlichkeit

ren, nicht in Abrede seyn, daß wir alle diese Handlungen und unmenschliche Grausamkeiten auch wieder von unserm Feind, als ein **Wiedervergeltungsrecht** gewärtig seyn müssen.

Was haben wir also für Vortheil und Nutzen von einer solchen Art zu kriegen? Ist die Gefahr und das Verderben nicht allgemein und auf beyden Seiten von gleicher Größe und von gleicher Abscheulichkeit? Wer führet gern einen **Recht-Streit**, der mehr kostet, als er werth ist, und worüber beyde Partheyen verarmen, ehe er noch ausgemacht wird?

Man erwege, ohne Vorurtheil, diese traurige Umstände, so wird man finden, daß alles dasjenige unrecht und Verabscheungs-würdig sey, was allen Völkern schadet, und das ganze menschliche Geschlecht in gleicher Noth und Gefahr stürzt. Ich habe erwiesen, daß es diese unglückselige Beschaffenheit mit dem Pulver habe; kein vernünftiger Mensch wird mir darin entgegen sprechen. Ich schliese demnach, daß der Gebrauch des Pulvers, als etwas ungerichtetes und abscheuliches abzuschaffen sey.

Man wird mir hierauf einwerfen, daß viel mehr der Krieg selbst, als der Ursprung eines so grossen Ubelz, sollte abgeschafft werden. Ich stimme damit vollkommen überein. Allein der Krieg ist eine Sache der nicht allezeit von unserm Willkühr abhänget. Die Völker und Potentaten haben ihre Rechts- Streitigkeiten, wie einzele



einzelne Personen und Familien: sie erkennen aber keinen Richter über sich, um solche durch Urtheil und Recht entscheiden zu lassen. Das Glück der Waffen muß also unter ihnen den Ausspruch thun. Es sind gewisse Umstände, sagt der unvergleichliche Verfasser des Anthoniachiavels. Wo man mit gewasener Hand die Freyheit des Volks, die man mit Ungerechtigkeit unterdrücken will, verteidigen muß, wo man trachten muß, dasjenige mit Gewalt zu erhalten, worzu die Ungerechtigkeit sich nicht in der Güte verstehen will, dergestalt, daß man die Sache des Volks dem Ausschlag der Waffen überlassen muß.\*

Es ist demnach der Krieg nicht allezeit zu vermeiden. Die Art und Weise aber den Krieg zu führen, beruhet allerdings auf unserm Willkühr. Wir können darzu solche Wehre und Waffen gebrauchen, wie solche unter vernünftigen und ehrliebenden Völkern erlaubt und anständig sind. Ich setze aber hier nothwendig eine Verabredung und Uebereinstimmung solcher Völker voraus, wie es in andern den Krieg betreffenden Umständen geschieht; wo man für gut findet, die Wuht der Waffen durch ein gegentheiliges vernünftiges Verhalten zu beschränken, und darüber durch die Verbürgung der Ehre einander Gewehr zu leisten.

\* Examen de Machiavel Ch. 26. p. 216.

#### 40 Bedenken von der Schädlichkeit

Unter allen gesitteten Völkern wurde es je-  
derzeit für eine Tapferkeit gehalten, seinen Feind  
vor der Stirne anzugreifen, und durch ein or-  
dentliches Gefecht zu überwinden. Ja es ge-  
schah zuweilen, daß großmüthige Völker, die  
mit ganzen Kriegs-Heeren gegeneinander in das  
Feld zogen, nur einige ihrer muthigsten Strei-  
ter auswählten, um ihren Zwist mit einmahl  
durch einen Zweykampf auszumachen, um auf  
solche Weise ein gräßliches und unnöthiges  
Blutvergießen zu verhüten. Sie machten deß-  
wegen die Tapferkeit zu ihrer größten Tugend,  
und legten derselben sogar der Tugend Nahmen  
bey, indem sie solche Virtus, propter excellen-  
tiam nanten. Vermög des Pulvers ist der  
feigste und unwürdigste Kerl in der Ferne oder  
hinter einer Mauer, wann er nur ein Gestück  
oder Feuer-Rohr los plätzen kan, im Stand  
den größten und vortreflichsten Helden todt zu  
schießen. Wie viel Häuser, Palläste, Tempel,  
Schulen, Schlessen, Hospitäler, Flecken und  
Städte, hat nicht schon das Pulver in einen  
Steinhaufen verwandelt? Solte man nicht  
beynahe auf die Gedanken gerathen, das Pul-  
ver sey ein trauriges Vorspiel desjenigen Schwef-  
fels und Salpeters, welche den ganzen Erdbol-  
den zu Asch und Kohlen verbrennen soll?

Einige wollen zwar behaupten, daß vor  
diesem, ehe noch der Gebrauch des Pulvers sey  
bekant gewesen, mehr Menschen im Krieg ge-  
blieben wären, als heut zu Tage; allein wir  
müssen die Zeiten, der Menschen und die Um-  
stände

stände unterscheiden. Die Griechen und Römer, welche den Krieg mit Vernunft und nach der Kunst führten, zogen selten mit starken Kriegs-Heeren zu Felde, und verloren wenig Mannschafft; da im Gegentheil die Völker, gegen welche sie stritten, zumal die asiatische, mit großen und lästigen Heeren fochten, und deswegen vieles Volk einbüßeten, weil sie den Krieg nicht so gut als ihre Feinde verstanden, und öfters in ihrer eigenen Menge sich verwirrten.

Leonidas besetzte den Paß von Griechenland mit etlichen hundert Spartanen und Griechen: Er verhinderte damit das erstaunliche Heer der Persianer, welches Xerxes anführte, in Griechenland einzudringen.

Alexander überwand mit 3000. auserlesener Mannschafft ganz Asien, ohne selbst auch bey den größten Schlachten, viel von seinen Völkern einzubüßen.

Dre Römer wurden nicht eher überwunden, als bis sie begunten weibisch zu werden, und durch Wohlflüsse sich zu verzärteln. Ein ungezehlter Schwarm wilder Völker, welche aus den mitternächtigen Ländern kamen, stürzten sich wie eine Flut über die Alpen, und überschwammen auf einmahl Rom und ganz Italien.

Dem Orientalischen Kayserthum gieng es nicht besser: Ein eben so barbarisches Volk,

#### 42 Bedenken von der Schädlichkeit

kam von dem Caspischen Meer nach dem Thracischen Bosphorus, und bemächtigte sich dieses weiten Reichs.

Attila, der Hunnen König, durchstrich fast ganz Europa mit einem wütenden Heer. In den damaligen Zeiten wußte man nicht viel von der Kunst zu kriegen; sondern man schmiß sich einander todt, wie man darzu kam.

Hier sehen wir also den Unterschied der Zeiten, der Menschen und der Umstände. In Deutschland galt das Faust-Recht; Ein jeder Edelman, wann er mit seinem Nachbarn Handel bekam, kündigte ihm die Fehde an; andere von seinen Freunden und Nachbarn rotteteten sich zu ihm; da gab es freylich oft blutige Köpfe; alleine, was wolte dieses sagen gegen unsere heutige Kriege? Es waren bloße Spiegel-Sechten einiger herum irrenden Rittern.

Kriegten die Kayser, so überstiegen ihre Heere selten die Zahl von 20000. Mann, und diese bestunden überdem meistens aus Neuteren, die hurtig die Länder durchstrichen, und ihren Kriegen ein Ende machten. Von den unglückseligen Creutz-Zügen nichts zu gedenken; sie machen uns Christen allzuwenig Ehre. Das ganze Vorhaben, so wohl als der Art darzu zu gelangen, taugte nicht.

Nichts hätte darauf der Teufel angeben können, die Menschen hurtiger aus der Welt zu rafften, und mehr Unheil anzustiften, als das Pulver.

Spanien

Spanien und Frankreich erhuben nach diesem ihre Macht, zum Nachtheil des Deutschen Reichs. Der Miles perpetuus wurde eingeföhret, die große Kriegs-Heere wurden Mode, und mit dem zunehmenden Wachsthum der Wissenschaften, erfand man auch täglich mehr Künste, sich einander die Hälfte zu brechen, und Land und Leut zu verderben. Viele Fürsten und Monarchen vergaßen hiebey, daß sie Regenten der Völker waren, und brauchten die Waffen, ihre Hoheit und Macht über andre auszubreiten; die ihnen anvertraute Menschen aber, unter das Joch einer ganz despotischen Gewalt zu spannen.

Endlich erscheinet die glückliche Zeit, da wir lernen unsre Vernunft gebrauchen, und für Recht und Billigkeit eifern. Wir haben, Gott Lob! hin und wieder kluge und Christliche Regenten, die das allgemeine Unheil in der Christenheit weislich einsehen, und sich bereitwillig erzeigen, dagegen alle vernünftige Mittel zu gebrauchen.

Gute Rathschläge gelten. Unsere Staatslehrer sind beflissen, sich um die Wette darüber vernehmen zu lassen. Könige und Fürsten selbst schreiben Bücher, und suchen die wahre Aufnahme ihrer Länder zu befördern.

Wir haben großmüthige Kriegs-Helden und weise Soldaten, welche die Tugend und die Menschlichkeit ehren. Die Raths-Stuben der Großen, sind mit klugen und Staats-erfahrenen Männern besetzt. Was fehlet noch, die gute

gute Anschläge, die man bishero glücklich eingesehen, auch werkstellig zu machen?

Wir wünschen, daß solches bey dem nah bevorstehen Friedens-Schluss, an welchem die vornehmste Europäische Mächten mit Theil nehmen, geschehen möge.

## III.

## Von dem Gast-Recht.

An einen guten Freund.

æque animo æqua noscere  
Oportet, si vos vultis perhiberi probos

Terent, in Adelp.

Mein Herr!

Sie schreiben mir aus Holland, daß es überaus viel Verdruß gebe, die Völker, welche in diesem Jahr in Brabant gedienet haben, in die Winter-Quartiere zu zertheilen. Sie sind deswegen übel auf die Holländer anzusprechen, weil sie sich so widerspenstig erzeigen, diese Völker, die doch für sie die Waffen geführt, und alle Wiedervertigkeiten des Kriegs ausgestanden haben, in ihre Häuser aufzunehmen. Sie schelten anf die böse Wirthe und Gasthalter, welche sich nicht entblöden die Befehlshaber auf die schändlichste Art zu übernehmen. Sie meynen das Gast-Recht, welches die

die Alten so heilig gehalten, würde durch dergleichen Verfahren äußerst verletzet; und die Holländer, welche vorgeben die reineste Begriffe in der Religion zu haben, seyen, in Ansehung des Gast-Rechts, viel barbarischer als die Türken und Tartaren.\*

Diese Klagen sind dermahlen unter den fremden Kriegs-Völkern, welche bisher den  
Hol

\* Die Französische Zeitung, welche zu Edin ausgegeben, und heut zu Tage für die beste gehalten wird; ertheilet davon in derjenigen vom 3. Nov. unter dem Artickel von London folgende Nachricht. Un Officier est obligé en plusieurs endroits de paier pour une mauvaise chambre quatre florins par semaine & doit outre cela se fournir la lumiere & le chauffage; que l'habitant vend tout ce qu'il veut, comme le reste de ses denrées, sans que le Magistrat osent entreprendre de brider cette rapacité, comme ils firent l'année dernière a Breda, lorsque les habitans crurent pouvoir établir telles contributions, qu'ils voudroient sur les Ministres qui devoient y venir. On a fait a ce sujet des remontrances a M. le Stadhouder, à M. van Haaren & à plusieurs autres illustres membres de la Republique, mais quelques bien intentionés qu'ils soient, ils se croient obligez d'attendre, que les peuples reconnoissent d'eux memes, que l'hospitalité est le premier devoir de l'humanité & que c'est un devoir tellement fondé dans la nature que les Nations, que nous traitons de Barbares, comme les Turcs & les Tartares, exercent encore aujourd'hui l'hospitalité comme elle étoit exercée du tems des Patriarches & dans les beaux jours des anciennes Nations.

Holländern beydes zur Last als zum Schuk gewesen, so allgemein, daß sie mich rühren. Ich weiß aber nicht eigentlich, ob ich mehr die Holländer, oder die Kriegs-Leute beklagen soll. Dörste ich meine Meynung sagen, so dünken mich die Holländer eben so unglücklich, mit in diesen Krieg verwickelt zu seyn, als die Genueser. Sie würden vielleicht auch kein glücklicheres Verhängnüs gehabt haben, wenn sie sich nicht entschlossen hätten, die orangische Bänder aufzustecken.

Sie wissen daß ich der Meynung bin, eine Republick müsse durchaus sich in keinen Krieg einzulassen, sondern solchen so lang als es nur möglich ist, von ihren Gränzen abzuhalten suchen. Es wäre zu weitläufig alle die Ursachen davon hier anzuführen: die Erfahrung ist allein hinlänglich meinen Satz zu beweisen. Die Holländer haben sich deswegen so lange geweigert die Waffen zu ergreifen: sie haben das Unheil, so ihnen daraus entstehen würde, voraus gesehen; Allein, was wolten sie thun? der Krieg wurde auf ihren Gränzen geführt, und endlich gar in ihre vorliegende Länder gespielet. Sie haben sich bisher etwas rechtes kosten lassen, um Soldaten auf die Beine zu bringen: sie haben dem ungeacht das meiste dabey verlohren. Der Feind hat zum Theil ihre veste Gränze Pläze erobert, und ihre Hülfsvölker bis mitten in ihrer Provinzen zurück gewiesen. Diese Kommen so stolz, als ob sie die glücklichste Sieger waren, überschwemmen ihr Land, und begehren nicht allein Obdach, sondern auch die Gastfrey-



Freiheit, da sie doch meistens einen großen Gold ziehen.

Dieses ist, mein Herr! die böse Seite, auf welcher die Holländer die Hülfsvölker ihrer Bundesverwandten betrachten. Wer kan ihnen hier unrecht geben? gleichen Grund haben die Beschwerden der fremden Truppen, und ihre Befehlshaber über die Grobheit des Holländischen Pöbels, über die Schindereyen ihrer Wirthe und Gastgeber, wie auch über die wenige Dienffertigkeit der Holländer überhaupt; welche man (doch nicht ohne Unterscheid) beschuldiget, daß sie allzuknickerig wären, und niemand einen Dienst umsonst erwiesen.

Es ist demnach die Frage: ob die Holländer, bey den demahls vorwaltenden Umständen, die Gast-Freyheit, wie man sie dessen beschuldiget verlegen, weil sie die fremde Völker, theils gar nicht aufnehmen, theils aber ihnen weiter nichts als das bloße Obdach zustehen wollen. Diese Frage verleitet uns etwas von dem Gast-Recht zu schreiben, um so viel mehr, weil ich finde daß man heut zu Tage wenig Begriffe mehr davon hat.

Unter dem Gast-Recht wird die freundliche Aufnahm und Bewirthung der Fremdlinge und Reisenden verstanden. Sie geschiehet entweder freywillig und ohne Entgeld, oder auf gewisse Bedingungen, daß man für Kost und Herberge etwas abgeben muß. Die erste ist eigentlich kein Recht, sondern eine Leutseligkeit, die ad regulas honesti gehöret; sie wird aber des wegen

wegen ein Recht genennet, weil einer dadurch einem andern das Recht verstattet, sich seines Hauses und seiner Kost zu bedienen. Die andere Art aber, da der Gast dem Wirth für das genossene etwas zahlen, oder sonst einrichten muß, ist verbindlich, und gehöret deswegen ad regulas iusti. Diesen Unterscheid müssen wir wohl merken, wenn man nicht eines mit dem andern verwirren, und folglich verkehrt urtheilen will.

Beide Arten gründen sich auf das gesellige Leben, und auf die allgemeine Pflichten vernünftiger Geschöpfe. Es wär nicht möglich, daß die Völker gewisse Handlungen unter sich pflegen, Kaufmannschaft treiben, einander gegen ihre Feinde beystehen, oder sonst einige Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit unter sich erhalten könnten, wo kein Gast-Recht wäre.

Ein Fremder, der aus einer von oberwähnten Ursachen sich in unseren Ländern befindet, kan nicht unter dem freyen Himmel liegen, noch seine eigene Nothdurft mit essen, schlafen, trinken, säubern und dergleichen besorgen. Er muß nothwendig bey einem Freund, oder in einer Herberge einkehren, und dergleichen Verpflegung entweder von der Güte eines frommen Haus-Vaters, oder von der Redlichkeit eines Gastwirths erwarten, dem er solches der Billigkeit nach bezahlet.

Wie die erste Art des Gast-Rechts etwas ganz freywilliges und unverbindliches ist, so er-  
 grecket

strecket sich solches in seiner eigentlichen Verhaltung, auch nur auf gewisse Personen; denn wo man solches einem jeden ohne Unterscheid erzeigen wolte, so würden daraus die größte Unordnungen entstehen, und niemand sich besser zum Genuß des Gast-Recht schicken, als die Müßiggänger und Landstreicher.

Zu den Zeiten der Patriarchen, welche wir das fromme Alterthum nennen, obgleich die Menschen eben so gottlos waren, als heut zu Tag, waren die Länder noch nicht eigenthümlich. Diejenige, die sich darüber am ersten der Herrschaft anmaßeten, nannte man Riesen, weil sie ihre Stärke und Gewalt darzu anwandten, um das Volk zu unterdrücken, und diejenige, die schwächer waren, zu ihren Knechten zu machen. Die Patriarchen, welche Gott fürchteten, enthielten sich solcher Gewalt, weil sie der Liebe des Nächsten entgegen war. Sie hatten weder Land noch Unterthanen, sie trieben ihre Heerden aus einer Gegend in die andre, und suchten die besten Weiden. Bey ihnen galt demnach das Gast-Recht in dem weitesten Sinn: sie nahmen die Wanderer auf, und erwiesen ihnen, nach ihren Umständen, alles Liebs und Guts; Man bediente sich in diesen warmen und gemäßigten Ländern, der gewürkten Decken; man schlief auf Gras und Schilf, welche man zur Noth mit einer saubern Thier-Haut bedeckte, eben so sanft und süß, als heut zu Tage auf weichen Feder-Betten. Obst, Milch, Butter, zur Noth auch Fisch, Feder-Vieh und

und Wildpret, dieses alles kostete mehr nicht, als die Müh, es zu fangen und zu zubereiten. Schlachtete man einen Widder oder ein Kalb, so bedeutete es ein ganzes Mahl.

Es war also leicht, einem Fremden eine Gutthat zu erweisen, ohne dadurch sich selbst zu schaden, oder die Ruhe und Ordnung in seinem Hauswesen zu stören. Man lebte in der Einfalt der Natur; und wie reich war diese nicht zu der Zeit, da die Welt noch keinen andern Eigenthum kante, als den wirklichen Genuß ihrer Güter?

So bald aber trenneten sich nicht die Völker durch die verschiedene Begriffe in der Religion, so litte auch darunter das Gast-Recht. Die Israeliten, welche den wahren GOTT erkannten, durften nach ihrem Geseze mit den abgöttischen Völkern keine Gemeinschaft haben; wie im Gegentheile die Egypter mit jenen nicht essen durften, weil sie diejenige Thiere schlachteten, welche in Egypten für heilig gehalten wurden. Joseph speisete deswegen mit seinen Brüdern, als sie nach Egypten kamen, nicht an einer Tafel.

Eben so wenig erstreckt sich das Gastrecht auf ungesittete wilde Völker, gegen welche man vielmehr die Waffen ergrif, um solche von seinen Hütten und Heerden abzuhalten. Dergleichen waren die Araber, die sich in der Gegend des rothen Meers aufhielten.

Abraa

Abraham sahe bald an denen drey Jünglingen, die zu ihm kamen, daß sie etwas Göttliches in ihrem Wesen hatten. \* Die Ehrerbietung, die er ihnen bezeugte, und die Sorgfalt, die er hatte, sie wohl zu bewirthen, giebt solches deutlich zu erkennen. Zwey davon kamen zu seinem Bettern dem Loth. Man siehet deutlich aus dieser Geschichte was es damahls für eine Beschaffenheit mit der Gastfretheit müsse gehabt haben. Diese beyde Männer wolten nicht bey dem Patriarchen einkehren, sondern aus Bescheidenheit sich auf der Strassen behelffen. Loth mußte sie sehr bitten, sein Haus doch nicht zu verschmähen. Die Höflichkeit der Sitten bey den gottseligen Erbk. Vätern ist billig einer besondern Anmerkung würdig. Loth saß zu Sodom unter dem Thor, und da er die fremde Männer kommen sah, stund er auf, und gieng ihnen entgegen und bückte sich mit seinem Angesicht bis auf die Erde. Kehret doch, meine Herren, sprach er zu ihnen, kehret doch ein in dem Hause eures Knechtes, bleibet bey demselben über Nacht, lasset euch eure Füße waschen, so stehet ihr Morgens auf und setzet eure Reise weiter fort.

Man erkennet hieraus, daß die Gastfretheit nur unter ehrsamem und tugendhaften Leuten im Gebrauch war, da der Fremdling eben so viel Bescheidenheit brauchte, seinem Wirth nicht be-

D 2

\* 1 B. Mos. 18.

beschwerlich zu seyn, als der Wirth sich leutselig und liebreich erwies, seinem Gast gütlich zu thun. Wir sehen solches noch deutlicher aus der Geschichte des Eliezers, welcher die Rebecca für den Sohn seines Herrn den Isaac freyete. Dieser Abgesandte kam mit einem zierlichen Gefolg. Rebecca sties ihm mit ihrem Krug, da sie Wasser geschöpft hatte, entgegen: sie kante weder ihn, noch er sie: er bat sie um einen Trunk aus ihrem Krug: die höfliche Schöne reichte ihm solchen mit der größten Gefälligkeit, sie machte sich nicht allein daraus eine Freude, dem Fremdling diesen Dienst zu erweisen, sondern sie lief auch wieder zu den Brunnen, und tränkte dessen zehn Cameele. So demüthig und wohl gezogen waren dazumahl die vornehmste Töchter im Lande. Liebenswürdige Einfalt! wie weit sind unsre heutige Sitten von deinem unschuldigen Wesen abgewichen! Auf die Frage, welche hierauf Eliezer an die Rebecca that, ob er wohl bey ihrem Vater einkehren dürfte? erklärte sich das artige Kind! daß ihr Vater nicht allein Raum, sondern auch Stroh und Futter genug hätte. Darauf zeigte sich ihr Bruder Laban, und nöthigte den Eliezer, mit seinen Leuten und Cameelen in ihres Vaters Hause einzukehren. Komme herein, du Gesegneter des Herrn! war die Anrede des Labans. Warum verweilst du noch so lange draussen, unser Haus ist bereit, dich zu empfangen, und wir haben auch Raum genug für deine Cameele. \*

Die

\* 1 B. Mos. 24, 31.

Die Israeliten waren nicht allein die gestifteten Völker der alten Zeiten: die Chaldaer, die Assyrier und die Indianer, ob sie gleich in die Abgötterey verfallen waren, behielten dem ungeachtet doch die vornehmsten Eindrücke der Tugend und Menschenliebe in ihrem Gemüthern: sie betrachteten deswegen die Gast- Freyheit als ein heiliges Recht der Natur, und der Menschlichkeit. Die Griechen sagten, die erste Welt sey deswegen zu den Zeiten des Deukalions in einer Wasserflut umgekommen, weil die Menschen hochmüthig, ungerecht, meiseidig und grausam gewesen wären, so gar, daß sie auch die Gast- Freyheit verletzet hätten. Die Worte des Ovidius machen davon folgende Abschilderung:

Protinus irrumpit venæ peioris in ævum  
Omne nefas: fugere pudor, verumque  
fidesque

In quorum subiere locum, fraudesque, do-  
lique

Insidiæque & vis, & amor sceleratus habendi

Effodiantur opes irritamenta malorum  
Jamque nocent ferrum ferroque nocentius  
aurum

Prodierat: prodit bellum, quod pugnat  
utroque

Sanguineaque manu crepitantia concutit  
arma.

Vivitur ex raptō. *Non hospes ab hospite tutus.\**

D 3

Solte

\* Ovid. Metam. L. I.

Solte man nicht denken, *Doivius* habe nicht sowohl die Zeiten vor der Sündflut, als die Sitten der unfrigen beschrieben? Alle vernünftige Völker haben die Gastfretheit als etwas schönes und gutes betrachtet, weil das durch Huld, Güte, Freundlichkeit und Erbarmen, als die Bande des geselligen Lebens unter den Menschen erhalten werden. Die *Egypter* waren die einzigen unter den gesitteten Völkern, welche anfangs den Fremden kein Gastrecht verstatten wolten, weil sie befürchteten, sie mögten ihnen ihre böse Sitten mittheilen. Die *Griechen* und *Römer* beobachteten hingegen darinnen einen großen Wohlstand. *Wierwohl* es dem großen *Pompejus* sehr übel gieng, als er vor seinen Feinden die Flucht ergreifen musste; dann seine eigene Freunde scheueten sich, ihn aufzunehmen. Er wanderte von einer Stadt zu der andern. Endlich nahmen ihn die *Lesbier* auf. *Lucanus* betrachtete diese That, als die gerettete Ehre der Menschlichkeit, und druckte sich darüber in folgenden Worten aus:

- - - Tali pietate virorum  
Latus in adversis & mundi nomine gaudens, esse fidem. \*

Man konte also auch in der alten Welt nicht so schlechterdings bey einen Unbekanten, nach eignem Wohlgefallen einkehren, sondern man musste, wenn man nicht selbst demselben bekant war,

\* De bello Pharsal. L. VIII.



war, Briefe oder Vorschreiben von guten Freunden (*litteras commendatitias*) mitbringen, oder ein gewisses Geschäfte auszurichten haben.

Gewisse Familien und Städte hatten unter sich eine Wechselseitige Gast-Freyheit (*hospitia permutatoria*) aufgerichtet, und sich zu dem Ende gewisse Wahrzeichen oder Pfennige gegeben, welche derjenige, der die Gastfreyheit begehrte, aufweisen mußte. Also sagt Hanno bey dem Plautus \* zu dem Agorastocles, da er nach Calydomia kam: ...

*Conferre, si vis hospitem eecum attuli.*

worauf dieser antwortet:

*Agedum, huc ostende, est par, probe,  
nam Domi habeo.*

Sie gaben darauf einander die Hand, und der Wirth führte seinen Gast in das Haus:

*Jungimus hospitio dextras & tecta subimus.\*\**

War einer fremd und wußte nicht wohin, so meldete er sich bey der Obrigkeit des Orts, welche Gelegenheit verschaffte, daß er versorget wurde.

D 4

Die

\* Act. V. Sc. 2.

\*\* Virgil. Æneid. L. III.

Die Griechen betrachteten diejenige Städte, mit welchen sie das Gastrecht aufgerichtet hatten, als ihr anderes Vaterland; so genau waren sie mit denselben verbunden: Daher sagt Plato: Qui hospitii jus jactant, velut alteram patriam illam post suam civitatem habeant. \* Cicero erkläret sich darüber folgender Gestalt: Liberalitatis actus est peregrini receptio; unde ejus naturalis ratio splendorque virtutis minime later. Quando enim naturæ hominis accommodatior beneficentia præ reliquis esse videtur, tanto virtuti propior est hospitalitas hæc præ altera permotatoria. \*\* Dieser große Lehrer der Wohlansständigkeit der Sitten hält dafür, diese wechselweise Gast-Freyheit sey weit vernünftiger, und der Ordnung der Haushaltungen gemässer, als wenn einzelne Personen sich allein damit beschweren solten, dann weil die Armen und Nothleidenden eine unendliche Zahl ausmachen, so würde die Gast-Freyheit denjenigen nothwendig zum Schaden und Verderben gereichen, die darin eine allzugroße Freygebigkeit zeigen wolten. Es erfordert aber der Wohlstand eines gemeinen Wesens, daß alle und jede Haushaltungen ordentlich geführt werden, und daß niemand auch durch seine allzuweit getriebene Gutthätigkeit zurück kommen mögte. Die Natur hat deswegen alle Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erzeiget, mit einer gegentheiligen Verbindlichkeit verknüpft. Derjenige, der solche empfänget, muß dafür hinwiederum erkenntlich seyn. Denn ein Mensch ist in dem geselligen Leben dem

\* L. I. de LL.

\*\* L. de Off.

dem andern zu wechselseiwer Hülfe und zur Beförderung seines Wohlsseyns verbunden.

Die schandbarste und nichtswürdigste Menschen sind diejenige, welche andern nur zur Last und zum Schaden leben. Man verabscheuet deswegen billig alle Gattungen von Schmarzern und Müßiggängern, weil sie unter dem Schein des Gast-Rechts, dasjenige rauben und plündern, was andere durch Fleiß, Müß und Arbeit vor sich bringen. Darum erinnert Cicero l. all, Cum quæ homines homini tribuunt ad eum augendum juvandumque, solius benevolentia gratia fieri haud velit natura, vicissim aliquid expectare & recipere licet, aut etiam pretio & mercede duci. Daher sind auch in dem Verfolg der Zeiten die öffentliche Gasthäuser eingeführet worden, weil eine Menge unverschämter Leute die Gastfreyheit schändeten und auf alle Art zu misbrauchen begunten.

Unter den ersten Christen war die Gastfreyheit von einem weiteren Umfang; dan diese waren zur Aufnehmung ihrer Glaubens-Genossen um so viel mehr verbunden, weil es zur Ausbreitung der Christlichen Lehre unumgänglich erfordert wurde, daß die Apostel und Jünger Christi viel auf- und abzureisen pflegten. Die öffentliche Gasthäuser in den Asiatischen Ländern waren damahls noch an wenig Orten eingeführet: die Kaufleute sprachen bey ihren Kundschaften, die Gelehrten bey den Lehrern, die Rabbinen in den Schulen, und Obrigkeitliche Perso-

nen bey den Landpflegern und Beamten ein; nachdem ein Freund dem andern an dieselbe eine Anweisung oder einen Empfehlungsbrief mit gab. Wie davon die Briefe der Alten fattsam Zeugnis geben.

Die ersten Christen hielten es eben so; Es gieng aber diese Gastfreyheit auch bey ihnen nicht weiter, als es die Umstände eines jeden litten, der einen Gast bekam; und da sich einige Faulenzer und andächtige Landstreicher dieser Gastfreyheit mit unverschämter Stirne zu bedienen vermeynten, erferte darüber der heilige Paulus billig. Er wolte, sie solten mit ihren Händen arbeiten, 1 Thess. 4, 11. Er selbst sagt von sich, daß er und seine Mitsbrüder Tag und Nacht arbeiten, damit sie niemand beschwerlich seyn dürften, 1 Thess. 2, 9. Er arbeitete bey dem Aquila und der Priscilla, damit er seine Kost verdiente, Ap. Gesch. 18, 3. Lehrreiches Exempel für unsere heutige Tagdiebe und müßige Betbrüder, welche unter dem Vorwand, die Leute zu bekehren, sich in die Häuser schleichen, und für die geistliche Speise, die sie andern aufnöthigen, die leibliche für ihren Körper erwarten.

Für diese Leute ist das Gastrecht von einer unvergleichlichen Erfindung. So lang es noch gute Seelen geben, wie sie solche nennen, dürften sie nichts arbeiten. Sie finden ihren Fisch bey ihren wohlhabenden Brüdern, aus welchen sie sowohl leibliche als geistliche Arme zu machen

machen, und dieselbe von den Sorgen des Zeitlichen zu befreyen suchen.

Welche Unordnungen im Hauswesen, und welche Verwirrungen in Glaubenssachen sind nicht bisher aus der so übel verstandenen Lehre von der Liebe entstanden. Wie viel starke gesunde Brüder giebt es nicht, die auf solche Weise im Müßiggang herum wandern und die Wohlhabende gleichsam auf die Christliche Liebe exquiren. Mittlerweile sie im Stande wären, ihr eigen Brod mit arbeiten zu verdienen.

Unter den alten Völkern waren die Deutsche die Gastfreyesten; sie hielten es für ein Glück, wenn bey ihnen ein Fremder einsprach. War der Wirth nicht im Stand, den Gast gebührend zu halten, so wurde er durch den Grafen, oder durch denjenigen, der dazu bestellet war, denen Fremden eine Herberg zu verschaffen, anders wohin gebracht, wo der Gast weder dem Wirth beschwerlich war, noch Gefahr hatte, übel bewirtheet zu werden. Mit einem Wort, wenn man anders dem Sebast. Frank, in seiner Chronica der Deutschen trauen darf, so waren unsere Vorfahren durchaus rechtschaffene und ehrliche Leute.

○ quantum distamus ab illis! \*

Die Gastfreyheit hat sich zu unsrer Zeit in die allerunwürdigste und schändeste Gewinnsucht  
ver-

\* Cluver. Antiq. Germ. L. IV. c. 18.

verkehret, wo unsere Gast-, Hofe und Herbergen zum theil den fremden so übel begegnen, daß es vor GOTT und Menschen eine Schande ist; deswegen billich aller Orten die Obrigkeiten nöthige Aufsicht haben solten, damit das Gast-Recht nicht so frevelhaft beleidiget, und wenigstens ein Fremder nicht wider alle Gerechtigkeit übernommen, und wohl gar öfters für sein gut Geld, ein übles Tractament bekommen mögte. Denn so viel Aufmerksamkeit sind wir wenigstens noch den fremden schuldig, daß, da wir sie nicht mehr in unsere Häuser aufnehmen, wir doch wenigstens alle mögliche Anstalten vorkehren solten, daß sie nicht von Schelmen- und Diebsturthen unchristlich und barbarisch handthieret werden.

Die Klagen der Reisenden gehen hier nicht allein über die Holländische Gasthäuser, sondern wir haben leider auch dergleichen gar viele in Teutschland. Solten wir nicht trachten, eine so schändliche Ungerechtigkeit auszurotten, um wenigstens den Schatten von der Redlichkeit der alten Teutschen noch zu erhalten?

So viel von der Gastfreyheit einzelner Personen,

Last uns nun von der Gastfreyheit reden, welche man sowohl großen Herren und ihren Gesandten, als ganzen Kriegs-Heeren zu bezeigen pflegt. Wann ein großer Herr in andere Länder reiset, wird er gemeinlich darinn mit seinen bey sich habenden Leuten frey gehalten, und mit nöthigem Vorspann versehen. Dieser Wohlstand der Gast-Freyheit ist von den ältesten Zeiten

ten her unter allen gesitteten Völkern stets beobachtet worden.

Man sah, zu den Zeiten den Augustischen Kayser in Rom, eine Menge solcher vornehmen Herren, aus gros und klein Asien, Parthen, Armenien, Medien, Ebracien, Persien, Teutschland, Brittannien, Spanien, Mauritanien, Numidien, Egvpyten u. s. w. worunter nicht selten auch gecrönte Häupter waren. Diese alle wurden auf Unkosten der Kayser, oder vielmehr des ganzen Roms auf das prächtigste empfangen und bewirtheet.

Gleiche Ehre wiederfuhr auch denen Lands Pflegern und Gesandten, und weil Rom die Lebensweise und Gewohnheiten allen Völkern gab, welche damahls in der Welt für gesittet gehalten wurden, so entstand daraus ein allgemeines Völkerrecht, von welchem man zuvor noch sehr unvollkommene Begriffe hatte.

Man findet in den alten Geschichtschreibern, besonders in den Büchern des Titus Livius, darüber sehr gründliche Stellen: Valde decorum est, sagt Cicero, patere domos hominum illustrium illustribus hospitibus. Idque etiam Reipublicæ est ornamento: homines externos hoc liberalitatis genere in urbe nostra non egerent. Est etiam vehementer utile iis, qui honesta multa posse volunt per hospites apud externos populos valere opibus & gratia: Dargegen achteten sich die römische Raths Herren viel zu gros, jemand auf ihren Reisen beschwerlich

lich zu fallen, sie führten deswegen alle nothdürftige Geräthschaften auf ihren Maul-Ehieren mit sich. \*

Das Gesandtschafts-Recht hat zwar noch einen weitläuftigern Umfang verschiedener anderer dahin lauffenden Pflichten; die Hauptsache aber gründet sich, wie überhaupt bey der Gastfreyheit, auf eine unverletzbare Sicherheitsvor diesem wurden die Gesandten durchgängig frey gehalten; nachdem aber Frankreich die Mode aufgebracht, daß an großen Höfen gewisse Auspähler und Aechthaber unter dem Nahmen von ordentlichen und außerordentlichen Gesandten, Minister, Residenten, Agenten, Gesandtschafts-Schreiber und dergl. beständig pflegen gehalten zu werden, welche sich allesamt des Rechts der Gesandtschaft anmassen; so hat man in Ansehung einer so weit sich ausdehnenden Gewohnheit, das Völker-Recht nothwendig beschränken, und dergleichen Personen, sowohl ein Theil des Gast-Rechts, als anderer denen Gesandten sonst zukommenden Freyheiten, nach aller Billigkeit verweigern müssen. Was darüber zu Ende des verwichenen Jahrhunderts sich in Rom für Bewegungen geäußert, solches findet man in den Geschichten angezeigt.

Ich will Sie, mein Herr! mit solchen Weitläufigkeiten nicht aufhalten, sondern nur allein dasjenige berühren, was die Gastfreyheit betrifft,

\* Livius L. XXXXII.



betrifft. Ein Gesandter kan solche so wenig, als ein Fürst selbst, ohne Entgeld fordern. Es sey dann, daß ihm das Quartier bey Hof angewiesen, oder daß er in einem darzu besonders bestimmten Haus, auf Rechnung des Hofes, verköstigt werde. So bald er ein eigen Haus miethet, oder sonstwo einkehret, ist er schuldig auf eigne Kosten zu zehren, und alles zu bezahlen.

Die Gesandten fremder Staaten aber, welche aufer Europa sind, empfangen bey uns eben das Tractament, welche die unstrigen bey ihnen empfangen; wie solches die Exempel der Türkischen, Persischen, Lunesischen und andern dergleichen Gesandten ausweisen; denn diese, weil sie nicht an unsern Höfen beständig sich aufhalten, genießen noch eben dasselbe Gast-Recht, wie es vor Alters unter den Völkern üblich war.

Mit den großen Fürsten und Herren, wie ich solches bereits oben erinnert, hatte es vor diesem eine gleiche Beschaffenheit; allein, weil man gefunden, daß das Land dadurch allzu sehr beschweret wurde, indem die große Herren begunten mit einem großen Gefolg von Edelleuten, Soldaten und Bedienten zu reisen; so wurde diese Gewohnheit billig abgeschafft.

Diese Art, daß die Hohen und Edlen deneringen zur Last fielen, und von ihnen die  
Gast-

Gast-Freyheit genossen, ohne etwas dargegen zu entrichten, lies weder großmüthig noch billig. Es ist verkehrt, wann Vornehme und Reiche, Wohlthaten von gemeinen und bedürftigen Leuten empfangen wollen. Die Natur räumet nur solchen Personen den Vorzug der Ehre ein, welche, wenn sie das Glück erhoben, andere dadurch suchen glücklich zu machen, oder wenigstens etwas von den Vortheilen ihres Glückes genießen lassen; da im Gegentheile Leute von hohem Stande und grossem Vermögen sich dieser Ehre und dieses Glückes ganz unwürdig machen, wann sie ihren Pracht auf Unkosten gemeiner Leute führen, oder wenigstens gegen die Dienste, welche sie von ihnen verlangen, nicht erkenntlich sind.

Der Wohlstand nöthiget sie vielmehr gegen alle Dienstleistungen, die ihnen von Geringern erwiesen werden, sich außerordentlich freygebig zu bezeigen, und eben dieses hat selbst veranlasset, daß das Gast-Recht unter uns nicht mehr so gewöhnlich, als in den alten Zeiten ist. Dann so unanständig es den Großen ist, Höflichkeit und Wohlthaten von Geringen umsonst zu genießen, so ungelegen ist es ihnen auch, alles mit schwerer Hand doppelt und zehnfach zu vergelten.

Ich weiß, da ich in meiner Jugend mit in dem Gefolg einer Königl. Braut war, daß die Trinkgelder und Geschenke, an Ort und Enden wo sie frey gehalten wurde, weit höher kamen, als die

die ganze Reise nicht würde gekostet haben, wann man solche aus einem Beutel gethan hätte. Die meiste große Herren, reisen deswegen heutiges Tages lieber incognito, das ist, unbekant, und als Privat-Personen.

In Ansehung der Kriegs-Völker hat es zwar eine andere Bewandnis, dann sie könnten, wann sie mit ganzen Heeres-Zügen in ein Land kommen, sich nicht so genau einschränken: der Raum in den bloßen Gast-Häusern und öffentlichen Herbergen ist hier nicht zulänglich. Man muß also die Wohnungen in den Städten und großen Plätzen, zuweilen mit zur Hülffe nehmen, und bey den Bürgern die Winterquartiere suchen.

Allein was ist hier für Noth? was giebt es da für ein Klagen und Lamentiren. Wie! Soldaten in das Haus nehmen! schreyt der wohlhabende Bürger, dafür woll mich Gott behüten! Mein Hauswesen, meine Nahrung, meine Kinder, mein Gesind, alles würde in Unordnung gerathen. Die Frau thut noch weit kläglicher, ihre nett gepuzte Zimmer, ihr glänzender Hausrath, ihr schönes weises Zeug, ihre saubere Bettungen, die sie hergeben soll. O für wahr, die Sachen gehen hier zu weit. Wer wolte das andere Geschlecht so kränken? Allein Gedult! hier ist kein Gastrecht, hier ist Krieg; Krieg bringt Noth; Noth hat kein Gesetz; Wo kein Gesetz ist, da gilt Macht. Also ihr liebe Bürger! wollt ihr die Soldaten nicht gutwillig aufnehmen, so werdet ihr darzu gezwungen.

E

Man

Man legt euch ein halb duzend freche Granadire ins Haus, die greifen zu, und werfen den Wirth selber aus dem Bett, wenn er ihnen das Lager versagt. Welche Unordnung! welcher Jammer! die Mägde werden geschändet, die Töchter verführet, der Mann schreyt über Gewalt und die Frau ärgert sich zu tode. Da liegt alle Zucht, alle Ehrbarkeit, aller Wohlstand.

Der Soldat, heist es, muß unterdessen gleichwohl leben: er kan im Winter nicht auf der Strassen unter dem freyen Himmel liegen: Er muß Obdach, Zehrung und Verpflegung haben. Er hat sein Leben gewagt, und das seine im Feldzug ausgestanden. Er muß sich auch ein wenig wieder erquicken, und darum legt man ihn in die Winter-Quartiere, pour se rafraichir, wie es die Franzosen nennen. Wer hat also recht? der Soldat, der die Gassfreyheit fordert, oder der Burger, der ihm solche verweigert?

Allein, was vermögen wir es, hör ich die arme Burger sagen, daß einige Grosen um gewisse Länder streiten? warum sollen die Unschuldigen für die Wuth einiger stolzen und herrschsüchtigen Menschen büßen? Wer hat ihnen ein Recht gegeben, ihren Krieg auf anderer Leute Unkosten zu führen? Aus welchem Grund können ihre Kriegs-Bölker eine Gassfreyheit von Leuten fordern, die mit dem Krieg nicht die geringste Verwandtschaft haben, und denen es gleichviel gelten würde, wer König, wer Fürst in

in einem Lande wäre, wann sie anders nur von ihm unbeeinträchtigt bleiben, ihrer Nahrung abwarten, und ein ruhiges Leben führen können.

Sie werden, mein Herr! diesen natürlichen Gedanken, die einmahl eingeführte Ordnung der Monarchien entgegen halten. Sie werden sagen, die Unterthanen wären gleichwohl verpflichtet, für ihren König oder Fürsten die Waffen zu ergreifen, und demselben mit Haab, Gut und Blut gegen seine Feinde beyzuspringen. Sie berufen sich wohl gar auf den Eyd, den man ihnen hätte schwören müssen, wie nicht weniger auf die langwierige Besizungen, worinnen sie sich seit so vielen Jahrhunderten befinden zc.

Ich wolte, mein Herr! gern überhoben seyn, auf alle diese Einwürfe zu antworten. Ich habe hier niemahls die tiefsinnige Lehrart unsrer berühmten Rechts-Gelehrten recht einsehen können. Mein Verstand hegt allzunatürliche Begriffe, die Verbindung so vieler künstlich in einander geschlungenen Sätzen und Schläffen zu entwickeln. Ich habe nur eine einfältige Logic, mich bedünkt, alles dasjenige unrecht zu seyn! was den Ruhestand und die Glückseligkeit der Menschen stöhret. Ich weiß von keiner andern Gerechtigkeit, als die das Böse strafet, und das Gute belohnet. Ich kan keine Obrigkeit für rechtmäßig halten, als welche diese Gerechtigkeit erhält, die Wohlfart der bürgerlichen Gesellschaft schüzet, und das Heyl

der Menschen befördert. Andere Begriffe, Sie wollen es mir zu gut halten, kan ich mir von der Staats, Kunst und dem Recht der Monarchen nicht machen.

Ich finde, daß alle vernünftige Völker hier zusammen übereinstimmen, indem sie dasjenige nur allein für schön und gut preisen, was die gemeine Wohlfahrt erhält. Man hat noch niemahls einen Potentaten deswegen gerühmt, daß er grausam, ungerecht, meineydig, unbarmherzig, gottlos, oder ein Uebertreter des Rechts der Natur gewesen; wohl aber haben die Hof-Schmeichler und dürstige Poeten dergleichen Tyrannen die Tugenden eines Helden anaedichtet, weil es sich nicht schickte, sie ihrer Laster wegen zu rühmen. Ein Held aber ist ein solcher Mensch, der sein Volk und dessen Wohlfahrt schüzet.

Wann ich also diese ganz natürliche und meiner Einsicht nach, vernünftige Begriffe voraus setze, so folget daraus die Erörterung der obigen Einwürfe von sich selbst.

Die vermeynte Pflicht, für seinen Fürsten die Waffen zu führen, fällt sogleich weg, als der Krieg nicht zum Nutzen des Landes und zur Beschützung der Unterthanen geführt wird. Der Eyd, den diese schwören müssen, ist nicht anders verbindlich, als in soweit auch der Fürst seine Zusage hält, und das Volk schüzet.

Die

Die langwierige Besetzungen aber geben kein Recht, wenn sie selbst zur Kränkung der Gerechtigkeit mit Gewalt und Waffen sind erhalten und fortgeführt worden. Vielmehr wird das Unrecht dadurch noch immer größer, je länger man solches ausübet. Mithin seh ich nicht den geringsten Grund aller eingebildeten Schuldigkeiten, welche man von denen Unterthanen, bey unzählich viel Gelegenheiten zu fordern, und nicht selten auch mit Gewalt zu erpressen pfleget. Solglich seh ich eben so wenig eine gerechte Ursache, warum ein unschuldiges Volk, welches der Fürst zu schützen verbunden ist, die Drangsalen des Kriegs ausstehen, und wann es ohne dem schon durch die viele Geld-Steuern und Beyträge ist mitgenommen worden, noch dazu einem oft ganz übel disciplinirten Kriegsheer, Stadt und Häuser öfnen soll. Wer weiß nicht, wie viel Unordnung und Schaden dergleichen unbescheidene Gäste im Hauswesen zu verursachen pflegen?

Allein, ich verstehe die Kriegs-Raison nicht: dieses kan seyn. So viel aber weiß ich, daß sie niemahls ehender angeführt wird, als wo alle andre Raison aufhöret. Da entschuldiget man alles mit der Noth; wer ist aber Schuld an dieser Noth? Wer verursachet ein solches Unheil? Fürwahr, die Einwohner im Lande nicht, denen ist mit dem Krieg gar nicht gedienet. Ihr Handel und Wandel, ihre Ruhe, ihre Gemächlichkeit, ihr Aufkommen, alles leidet darunter.

Man siehet das Verderben der schönsten Plätze vor Augen, wenn man in Italien, in die Pfalz und in die Niederlande komt. Hier siehet man im ersten Anblick das vormahls stolze Antwerpen; Thurn und Mauren zeigen noch von seinem ehemaligen Pracht. Allein, wo sind die Einwohner? wo ist die Handlung? wo sind die Reichthümer hinkommen? Gent, Brüg, Löwen, Mecheln, gleichen mehr grossen Dörfern, als grossen Städten; In welchem blühenden Wohlstand waren sie nicht vor zwey hundert Jahren? Wie siehet es in der Pfalz aus? Wo ist der Sitz der römischen Stadthalter, und der ersten teutschen Kayser? Ist es möglich! daß Worms vormahls eine so berühmte und herrliche Stadt gewesen? Man siehet kaum die Spuren mehr davon. Kaum weis man noch, wo Trebur, eine vormahls grosse und berühmte Stadt gestanden hat. Komt man nach Savoyen, nach Piemont, in Italien, und bestreicht ein wenig den Po, so siehet man daselbst allenthalben niedergeriffene Mauren und Ruinen. Wer hat in der Welt alles dieses Uebel angerichtet? der Krieg: O schändlicher Krieg! der also gegen die Unschuldigen geführet wird, und Stadt und Länder verheeret.

Sie sehen also, mein Herr! daß die Einwohner eines Landes keinen Nutzen vom Krieg haben, daß sie solchen nicht verursachen, und daß sie auf alle Wege darunter leiden. Wie kan also ein Fürst, der den Krieg um seiner eigener Hoheit wegen, und nicht zur Vertheidigung



gung seines Volkes führet; wie kan ein solcher Fürst, das Gut und Blut selner Unterthanen darzu gebrauchen? wie kan er sie deswegen so vieler Gefahr und einem so großen Verderben aussetzen? Was gehen sie seine Händel an? warum sollen sie seine Soldaten unterhalten, und noch darzu ihre Häuser ihnen preis geben?

Sprechen sie mir hier nichts vom Gastrecht, mein Herr! Einen Gast nimt man freundlich und willig auf; entweder, weil uns eine Betrachtung von Freundschaft und Menschenliebe darzu verbindet, oder weil wir uns von ihm Gegendienst, Vergeltung oder Zahlung versprechen. Wie verhält sichs aber mit der gewaltsamen Einquartirung der Soldaten? Ich gebe zu, daß die meiste Befehlshaber, als Leute von guter Lebensart, darinn den Wohlstand beobachten, der unter ehrlichen Leuten gebräuchlich ist; Wie hausen aber die Gemeinen?

Fragen sie demnach hier, was Recht sey? so sag ich, es sey gar keines. Haben die Fürsten es für gut befunden, mit einander Krieg zu führen: so beruf ich mich auf meine Unschuld, und daß ich mit meinem Fürsten oder Landesherrn in keinem andern Zusammenhang stehe, als daß er meine Obrigkeit, mithin so wohl verbunden ist, mich in dem ruhigen Besitz meiner Güter zu schützen, als ich verbunden bin, mich den bürgerlichen Befehlen zu unterwerfen, und dabey als ein ehrlicher Mann zu betragen. Im übrigen gehen mich seine Händel nichts

nichts an. Will er Kriege führen, so kan er darzu seine Einkünfte, und seine um Gold gedungene Soldaten brauchen. Wird ich durch seine Kriege beeinträchtigt und mitgenommen, so betracht ich solches als eine Ungerechtigkeit, die ich ertragen muß, weil ich derselben nicht widerstehen kan.

Ich rechne den Krieg unter die Uebel des menschlichen Lebens, unter die Strafen des Himmels, unter die Greuel der Sünden, welche die abscheulichste Wirkungen nach sich ziehen. Ich weis von keinem andern rechtmäßigen Krieg, als wann man das Vaterland und die Freyheit des Volks, welche man zu unterdrücken sucht, zu vertheidigen gezwungen ist. Ich verabscheue die ungerechte Gewalt, welche das ganze menschliche Geschlecht der Herrschaft aufzuopfern trachtet. Ich liebe die Freyheit, weil mich GOTT zu einem freyen Menschen geschaffen hat, und hasse die Fesseln, welche Hochmuth und Ehrgeiz uns anlegen. Ich halte die Gerechtigkeit für das heiligste Gesetz, und GOTT für den einzigen Gesetzgeber vernünftiger Creaturen. So denke, so rede ich, mein Herr! wann ich reden soll.

Ich komme damit auf die Erörterung unserer Haupt-Frage, welche ich, ohne Voraussetzung dieser Betrachtungen, nicht deutlich genug würde ins Licht stellen können. Sie sagen, die Holländer verletzten das Gast-Recht, weil

weil sie sich weigern, die fremde Kriegsvölker in ihre Häuser aufzunehmen?

Ich antworte nein. Denn 1) erstreckte sich das Gast-Recht, wie ich oben gezeigt, nicht auf alle und jede Fremde ohne Unterscheid.

2) Erwies man dasselbe nur solchen Leuten, von denen man, als von seinen Gästen, nichts anders, als gegentheilige Freundschaft und Höflichkeit zu erwarten hatte.

Wo man solches aber 3) nothleidenden und bedürftigen Personen genießen lies, da kam es auf eines jeden Willkühr an, wie weit er darinnen gehen wolte. Es waren Werke der Liebe und Leutseligkeit, darzu man niemand verbinden kan.

Die Verletzung des Gast-Rechts bestund 4) nicht in dessen Verweigerung, sondern wenn man solches nicht treu und heilig hielt, den Gast nicht der Gebühr nach schützte, sondern ihm allerhand Verdruß und Drangsal anthat; ja gar an seiner Person, oder an demjenigen, was er mit sich führte, es sey an Bedienten, an Thieren oder am Gepäcke, sich verrätherischer Weise vergrif, wie die treulose Egypter thaten, welche den Pompejus ermordeten, und sein Haupt dem Cesar seinem Feind schickten.

Alle diese Umstände ereignen sich nicht bey  
 E 5 der

der Einquartierung der Kriegs-Völker in Holland: Man hat mit ihnen weder Freundschaft noch Bekantschaft, noch eine wechselseitige Verbindlichkeit sich einander aufzunehmen. Man kan von ihnen keine gegentheilige Leutseligkeit noch Höflichkeit erwarten. Die Erfahrung lehret vielmehr, daß man sich von ihnen, insonderheit von dem gemeinen Soldaten, ganz das Gegentheil zu befürchten hat. Die Auf- führung der Soldaten auf Marschen und in den Winter- Quartieren ist männiglich bekant, und wenn auch gleich die Befehlshaber mit der schärfsten Manns- Zucht drohen, so ist der Muthwillen und die Frechheit dieser Leute doch kaum zu bändigem.

Als nothleidende und bedürftige Personen kan man sie auch nicht betrachten, dann sie ziehen ihren Sold, und genießen alle nothdürftige Verpflegung. Fehlt es ihnen aber daran, so haben es diejenige zu verantworten, denen es obliegt, sie zu versorgen. Wolte man die Häuser der Bürger zu Gasthöfen und zu Hospitäler machen, so würden diese mit Recht Ursache haben, sich über die Drangsalen zu beschweren: Stadt und Land würden dadurch in die äußerste Gefahr gerathen, und durch ein solches Gast- Recht ihrem Untergang nahe kommen.

Will man hier Gewalt brauchen, und sich den Leuten als verhasste Gäste aufdringen, so hab ich darbey nichts zu erinnern. Gewalt gehet

gehet vor Recht. Man hat nicht nöthig, dar-  
über den Grotius oder den Puffendorf nach-  
zuschlagen. Man fragt nicht, was man thun  
soll, wenn man thun will, was man thun  
kan.

Die Rechte der Großen werden deswegen  
Majestäts-Recht genennet, weil sie solche  
insgemein auf nichts, als auf ihre Macht grün-  
den. Wo diese gelten, da muß Natur, Ver-  
nunft, Religion, Gerechtigkeit, Sittenlehre,  
Klugheit und alles schweigen.

Sie werden denken, mein Herr! ich redete  
hier als ein eifriger Republicaner; dem sey  
aber, wie ihm wolle. Ich betheure ihnen,  
daß, so viel ich mir selbst bewust bin, ich kei-  
ner Partheilichkeit Raum gönne. Recht und  
Wahrheit haben für mich allzugroße Reizun-  
gen, als daß ich einem andern Trieb folgen kön-  
te. Ich wünsche deswegen auch nie in solche  
Umstände zu kommen, wo ich durch den Glanz  
eines höhern Glücks geblendet, oder durch die  
Furcht einiger Gefahr gebunden, die Freyheit  
verliehren solte; dieser Neigung mich einzig  
und allein zu ergeben, Ich verehere die Fürsten  
mehr als iemand, wann sie Großmut, Men-  
schenliebe und solche erhabene Gemüths-Nei-  
gungen besitzen, wie sie ein Fürst haben soll. Al-  
lein ich verabscheue die Tyrannen, welche alles  
ihrer Herrschsucht und ihren Begierden hingeb-  
en, und dabey andere Menschen betrachten,  
als ob sie nur ihrentwegen auf der Welt wären.

Mir

Nir ist insonderheit empfindlich, daß man bey der demahls um sich reißenden Wut der Waffen, insonderheit die Republikuen, zum Opfer des Kriegs zu machen scheint.

Die Holländer werden gleichsam mit den Haaren in diesen Krieg gezogen: man welzet die schwerste Last auf sie allein. Allenthalben giebt man ihnen Schuld, wo etwas fehl geschlagen ist. Aufruhr von innen: Krieg auf den Gränzen: Unruhe, Verlust, Soldaten, Unkosten, Verräther, Feinde: Was sag ich?

Non meum est latentem calamitatem  
Aperire,

*Euripid.*

IV.

**Beweis, daß Frankreich durch  
seine bisher ausbreitende Macht  
sich selbst am meisten schadet.**

So lang die Welt stehet, sind weise Männer gewesen, welche dem falschen Heldenmuth widersprochen, und die daraus entstehende schädliche Wirkungen gezeiget haben. Ihre Lehr. Sätze hat die Erfahrung bewähret, und man darf nur die Geschichten lesen, um von der Wahrheit einer Sache überzeuget zu werden, die sich nirgend deutlicher offenbaret, als wo man ihr am meisten zuwider gehandelt hat.

Man

mit seiner Macht sich schadet. 77

Man wird mir hoffentlich zugeben, daß ein Fürst seines Volks wegen, und nicht das Volk des Fürsten wegen sey. Ist der Fürst des Volks wegen, so muß er seine Absichten und Rathschläge auf die gemeine Wohlfart richten, und in derselben seine Hoheit, seine Größe und die Vortreflichkeit seiner Würde suchen. Andere Begriffe kan man sich von der Natur und Eigenschaft eines würdigen Regenten nicht machen. Nichts destoweniger so hat die Höflichkeit der Franzosen, den Eifer für ihren König so weit getrieben, daß sie diesen Satz ganz herum drehen, und, an statt der gemeinen Wohlfahrt, den König allein zum vornehmsten Ziel aller ihrer Handlungen setzen; denn es heißet bey ihnen: Tout pour le Roy: Alles für den König!

Dergleichen Eiffer für ein hohes Haupt, ist sonst das Kennzeichen der guten Gemütsart eines Volks, welches dadurch seine Treu und seine Erkentlichkeit für einen guten und liebreichen Monarchen auszudrücken pfeget. Es ist aber diese Neigung bey den Franzosen mit einer großen Eitelkeit verknüpft: sie meynen, sie wären deswegen das vortreflichste Volk auf der Welt; sie bilden sich ein, mit gros zu werden, wann der König eine Feld-Schlacht gewinnet, oder eine benachbarte Stadt erobert. Wor- auf beruhen doch bey ihnen die Begriffe einer so wunderbahren Ehre?

Die Franzosen könten das glücklichste Volk  
auf

auf dem Erdboden seyn: wann sie ihre eigene Vortheile erkennen, und recht zu gebrauchen wüßten. Allein ihr ausschweifender Hochmut verleitet sie, ihren Ruhm außer sich und ihren Gränzen zu suchen.

Man bewundert die Staats-Kunst zweyer verschmizten Cardinälen, welche ehedessen in Frankreich das Ruder geführet. Sie haben, sagt man, ihrem Monarchen die Anschläge gegeben, sich groß zu machen, und einen Universal-Monarchen abzugeben. Unselige Anschläge, die bisher die ganze Christenheit in Unruhe gesetzt, unzehlige Menschen ums Leben gebracht, ganze Länder verheeret, und Frankreich selbst den größten Schaden zugezogen haben.

Wie, Schaden? wird man sagen: hat nicht Frankreich seine Macht in den Niederlanden stattlich aus gebreitet? Hat es nicht ganz Burgund, Lothringen und Elsaß dem teutschen Reich entrisfen. Muß man nicht Frankreich gleichsam mitten in seinen eroberten Ländern suchen? Hat es nicht die Obermacht in ganz Europa gewonnen, und sogar dem teutschen Reich einen Kayser gegeben? Wo hat seit des großen Carls Zeiten ein Monarch seine Hoheit und seine Herrschaft weiter getrieben?

Alles dieses ist wahr; allein laffet uns vernünftig davon urtheilen. Was ist Frankreich selbst dadurch gebessert worden? Ist ihm dadurch ein wahrer Vortheil zugewachsen? der  
König



König ist sehr mächtig geworden, und hat die ganze Gränzen seines Reichs sehr weit ausgespannet. Dieses hat unzählig viel unglückselige Menschen gemacht, und die eigne Länder verdorben, um Fremde zu erobern.

Der König von Frankreich ist der größte Monarch. Er genießet in stolzer Ruhe aller Annehmlichkeiten dieses Lebens. Die Lorbeerkränze, die ihm seine Helden um die Schläfen wickeln, kosten ihm weiter nichts. Er lebt als ein König, auch wann er zu Felde ziehet. Die Höflinge, die Aufwärter, die Schmeichler, die Spiele, die Lustbarkeiten, sogar das Frauenzimmer, ohne welche kein Hof, keine Pracht und keine rechte Freude statt findet: Alles begleitet, alles folget ihm. Er wird von seinem Volk schier als ein Gott verehret, und ein einziger freundlicher Blick ist genug, ihm alle Herzen zu gewinnen. Sind dieses nicht Vortheile genug. Was kan, was will ein Mensch zu seiner Vergnügung in der Welt mehr wünschen und begehren?

Dieses, ich muß es bekennen, sind überaus glänzende Vortheile für einen König. Welcher Glanz! welcher Pracht! welche Hoheit! kein Wunder, daß unsre Augen dadurch geblendet werden. Allein, sehet dieses ist alles. Der gleichen Blendwerk können wohl ein wenig die Sinnen rühren; nichts weniger aber, als ein wahres Vergnügen geben. O könnte man den

nen Fürsten und Königen hierbey ins Herze sehen, und sich eine lebhaftte Vorstellung von ihren wahren Leydenschaften machen: Gewiß, man würde nicht verlangen, an ihrer Stelle zu seyn.

Je mehr ihre Begierden Nahrung finden, je mehr pflegen sie zu wachsen. Sie gelangen endlich dadurch zu einer solchen Größe, daß sie nicht mehr zu vergnügen sind. Alles reizet, alles entzündet sie.

Die Welt hat zu wenig Güter, sie zu befriedigen, und das Verlangen nach etwas neues, ist allezeit größer, als der Genuß des Gegenwärtigen. Ihre Einbildungs-Kraft wird täglich an Bildern reicher, und die Welt an Gütern ärmer, um sie zu vergnügen. Die wahre Zufriedenheit, welche die einzige Glückseligkeit dieses Lebens ist, findet sich also nirgend weniger, als bey solchen Hoheiten und gecrönten Häuptern. Sie sind vielmehr insgemein, die mißbergnügteste, empfindlichste und ungeduldigste Creaturen auf dem ganzen Erdboden. Sie wollen deswegen alles mit Gewalt und Waffen zwingen. Alles soll sich unter ihren Willen beugen, und was sich nicht beugen will, brechen. Sie haben keinen wahren Freund, niemand unterstehet sich, ihnen die Wahrheit aufrichtig zu sagen. Sie sind verräthen und verkauft unter denen, die ihnen am meisten schmeicheln: ihre Hoheit, ihre Macht, ihre Herrlichkeit, alles setzet sie in Zwang;

iii

mit seiner Macht sich schadet. 81

in Furcht und in Unruh; Mit einem Wort, sie sind Sklaven von ihrer eignen Majestät:

Was hat also ein König von seiner großen Macht? und was würde insonderheit dem König von Frankreich die Universal-Monarchie nutzen? würde deswegen sein persönlicher Zustand glücklicher seyn? Könnte er sich prächtiger kleiden, Könnte er bequemlicher wohnen und köstlicher Tafel halten? Könnte er mehr Lustbarkeiten, mehr schöne Sachen und mehr Veränderungen haben? Könnte er einen größeren Staat und herrlichere Gebäude führen? Könnte er dadurch denen gemeinen Schicksalen, denen er als ein Mensch unterworfen ist, vorbeugen und es weiter bringen, als Nimrod, Sesostris, Darius, Alexander, Cesar, Carl der Große, u. s. w.

Kann seine Macht ihn vor Krankheiten schützen, kann sie ihm die geringste Schmerzen lindern? Kann sie ihn vor dem Tod bewahren? Und wie sieht es hernach um solche Hoheiten und Majestäten aus? Grauset ihnen nicht ein wenig vor einem Richterstuhl zu erscheinen, den die Gerechtigkeit selbst umgiebet: denn Könige und Fürsten erkennen doch insgemein, daß ein Gott über ihnen ist. Es gibt unter ihnen wenig Freygeister. Sie wissen auch selten, daß sie böse sind, weil die Schmeichler diese Erkenntnis bey ihnen verhindern. Worinn bestehet also ihr ganzer Vortheil, daß sie so große und mächtige Menschen vorstellen? Ihr Leben ist voller Unruh und Gefahr, und ihr Tod setzet sie in desto mehr Verantwortung, je mehr sie mächtig gewesen sind, böses zu thun.

§

Doch

## 32 Beweis, daß Franckreich

Doch gesetzt, ein König würde durch seine Eroberungen und durch seine sich weit ausbreitende Macht das allerglücklichste Menschen-Geschöpfe auf Erden: Was hilfft diese Glückseligkeit seinem armen, bedrängten und unter seiner Hoheit seuffzenden Volk? Ich habe bereits oben den Grund-Satz voraus gesetzt, daß das Volk nicht des Fürsten halben, sondern der Fürst des Volks halben ist. Folglich ist dem Fürsten nicht erlaubt, eine solche persönliche Hoheit und ausschweifende Macht auf Unkosten der Unterthanen sich zu erwerben. Sein Amt, sein Beruf, seine Würde verpflichten ihn vielmehr, alle seine Betrachtungen und Sorgfalt auf die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Länder und Leute zu richten.

Dieses sind einfältige Staats-Lehren, wird mancher dencken. Fürsten und Monarchen bekümmern sich wenig um solche Grillen. Doch Grillen, wie ihr wolt. Es gilt hier um die Wohlfahrt der Völker; können unsre Gedanken sich mit einem würdigen Vorwurff aufhalten? Laßt uns sehen, was Franckreich durch seine Eroberungen sich für Glückseligkeit und Vortheile erworben hat.

Franckreich, wenn ich solches in seinen Gränzen, zwischen den beyden Meeren von den Pyrenäischen Gebürgen bis an die Alpen und die Mosel betrachte, so find ich dessen Lage die vortheilhafteste in der Welt: Es liegt unter dem mitternächtigen Erd-Strich, wo die gemäßigste Luft und die gedeihliche Einflüsse des Himmels alles mit Fruchtbarkeit und Seegen erfüllen.

mit seiner Macht sich schadet. 83

len. Man weis darinn nichts von der Kälte, welche die Nordischen Länder über die Helffte des Jahrs mit Eis und Schnee bedeckt. Noch von einer so grällen Hitze, welche die Körper, wie in Spanien und Italien ausdrocknet, und das Geblüt mit allzuheftigen Leidenschafften entzündet. Der Franzos ist in seiner natürlichen Eigenschaft ein gutes Geschöpfe. Er ist zu allen Künsten und Wissenschafften aufgelegt. Er besizet Muth und Tapferkeit, ohne grausam und barbarisch zu seyn. Er ist zur Gesellschaft geschaffen und sein aufgeräumtes Wesen macht ihn zu allen Geschäften und Handlungen geschickt. Im Fleiß und in der Arbeitsamkeit übertrifft er alle Völker der Erden. Wir haben ihm nebst verschiedenen Erfindungen auch den gereinigten Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschafften zu danken. Wir können ihnen dabey eine vorzügliche Geschicklichkeit, sich leicht und zierlich auszudrücken nicht absprechen.

Große Vortheile zur Aufnahme eines Landes, das von einem solchen Volk bewohnt wird. Franckreich hat dabey den besten Stoff zu allerhand Manufacturen und Fabriken. Die See-Häfen sind die bequemsten, Handel und Wandel in die ganze Welt zu treiben. Es hat einen Ueberfluß an Wein, Getrande, Citronen, Feigen, Mandeln, Granaten, Oliven, Saffran und andern dergleichen herrlichen Früchten. Es hat Seyden, Wolle, Salz, Steinkohlen, Marmor, Jaspis, Agath 2c. Die Viehzucht versiehet den Landmann, sowohl in den Gebür-

§ 2

gen,

84      Beweis, daß Franckreich

gen, als in den flachen Ländern mit aller Nothdurfft: man siehet allenthalben die anmuthigste Gesilder, und die fetteste Trifften.

Bergwerke von Silber und Gold hat es zwar nicht; allein der Fleis der Einwohner, die Handlung, die See-Fahrt, und die Fruchtbarkeit des Erdbodens, alles dieses bringt so viel Geld ins Land, daß man in Franckreich nicht den geringsten Mangel an Gold und Silber spüret; vielmehr streicht dieses kostbare Metall mit den Geprägen der Ludewigen aus denen französischen Provinzen in alle Derter von Europa.

Auch ist der Gebrauch des Silber-Geschirrs, wie auch der reichen Stoffen und Gallonen nirgend gemeiner, als in Franckreich. Denn die Eitelkeit dieser Nation treibt alles auf den äußerlichen Prunck, so armselig als es auch bey den meisten um die Beschaffenheit ihres Beutels aussiehet. Sie sind darinn von den Engländern und Holländern sehr unterschieden, welche sich mehr um wirkliche Reichthümer, als um den äußerlichen Schein bekümmern. Andere Völcker aber, insonderheit wir Teutschen, lassen uns von dem französischen Schimmer die Augen blenden, wir suchen ihnen alle ihre Manufactereyen und neue Moden nachzumachen. Diese Narrheit bringet jährlich ungeheure Geldsummen in Franckreich. Ja man solte es nicht glauben, was ihre Weine, ihre Sendten, ihre Tücher, ihre Manufacturen, ihre Buchdruckereyen, ihre Kupferstiche, ihre Bücher, ihre Malhereyen, ihre Tapeten, ihr Gold- und Silber-Arbeiten, ihre Quinquallerien, wie sie

es

mit seiner Macht sich schadet. 35

es nennen, ihre Garten-Früchte und dergleichen jährlich eintragen.

Ich würde zu weitläufftig seyn, wo ich alle Vortheile, die Gott und die Natur denen französischen Ländern vor andern in der Welt verliehen hat, hier umständlicher berühren wolte. Ich kan davon keinen deutlicheren Begriff geben, als wann ich ihnen die stets anhaltende Drangsalen und Kriege entgegen stelle, womit dasselbe beständig seit mehr als zweyhundert Jahren sind mitgenommen worden. Diese sind von solcher Beschaffenheit, daß darüber ein andres Reich nothwendig zehennmahl zu Grund würde gegangen seyn.

Man mache nun den einfältigsten und natürlichsten Überschlag, wie reich, wie mächtig, wie glücklich Frankreich vor allen Reichen in der Welt seyn könnte: wenn es nicht auf den unsinnigen Hochmuth gefallen wäre, die Oberherrschafft in der Welt sich zuwegen zu bringen.

Man erwäge nur, wie viel ungezihlige Geldsummen jährlich aus dem Land geschickt werden, um fremde Höfe zu besolden; damit sie stille sitzen und denen französischen Absichten nichts im Weg streuen mögten. Was kosten die Gesandten, die Agenten und heimliche Kundschaffter, die es allenthalben unterhält? Was kosten die grose Kriegs-Heere und Ausrüstungen der ungeheuren Flotten? was wird damit ausgerichtet, als daß das Land von der tüchtigsten und arbeitksamsten Mannschafft entblöset, die baare Münzen hinaus gespielet, die Gelder an  
S 3 vies

86 **Beweis, daß Frankreich**

vielen Orten ungebaut und wüste liegen; die Städte theils Mangel an Einwohner, theils an Nahrung haben; dergestalt, daß an statt des Ueberflusses, der allenthalben in Frankreich herrschen könnte, an vielen Orten nichts, als Noth, Elend und Dürftigkeit sich äussern.

Man stelle dieser Betrachtung den Zustand eines sehr kleinen Staats, der kaum den zwanzigsten Theil der Größe von Frankreich ausmacht, entgegen: Man nehme das armseligste Land von der Welt, welches die Natur zum Ausfluß großer Ströme, zu einer sumftigen Wüsteney an den See-Küsten hat ausgeworffen. Ein Land, wo die erste Einwohner nichts als Fische und einige vom Schlamm der ausgetretenen Flüsse gedungene Wäden für das Vieh, zu ihrer Nahrung gefunden haben. Ich rede von Holland. Dieser kleine, dieser nichts-bedeutende Erd-Fleck ist einer der reichsten und mächtigsten Staaten in der Welt geworden, und beherberget jezo eine unzählbare Menge Volks.

Sehet hier das ärmste Land reich, und das reichste arm. Wie gehet das zu? Ein Volk, das durch seine Einsichten, durch seine Scharfsinnigkeit und durch seinen hohen Wiß sich in der Welt bewundern macht, sezet sich und sein Land ins Verderben; und ein einfältiges Volk, eine Versammlung einiger Bürger und Kaufleute, die aus nahen und entfernten Gegenden sich da zusammen gezogen und niedergelassen haben: diese erhöhen das Erdreich, machen Dämme, Canäle, Wiesen, Felder und Gärten; bauen Häuser, Städte, Schiffe, Häfen, Han-



mit seiner Macht sich schadet. 87

Handels-Plätze, und seegeln in die ganze Welt.

In kurzer Zeit siehet man darinn alles von Volck wimmeln; alle Schätze und Reichthümer aus den vier Theilen der Welt werden da zusammen gebracht; aus einer Hand in die andre gespielt, versendet und wieder aufs neue herbey geschafft.

Ich seh hier alles in Bewegung; alles ist geschäftig, alles lebt, alles nähret sich. Ich sehe den Bürger durch seinen Fleiß vergnügt und die Handels-Leute, wie ehemahls in dem prächtigen Tyro, als Fürsten leben. Ich sehe die Künste und Wissenschaften mit der Handlung im Flor, und beyde sich einander die Hände reichen, um sich empor zu heben. Ich sehe die Häfen mit unzähligen Schiffen bedeckt und gleichsam eine andre Welt auf den Tiefen des Meeres schweben. Ich sehe Städte, die man kaum in einen halben Tag umgehen kan, und ihre Einwohner theils in Pallästen, theils in den niedrigsten Häusern wohnen.

Das ganze Land ist mehr ein zierlich angebauter Lust-Garten, als ein rohes Feld, welches anderswo der arme Bauer mit Schweiß und Drang, und dieses öftters zur Frohn eines Tyrannen, bauen muß. Man siehet nichts, als Höfe, Lust-Häuser, Schiffe, Manereyen, Gärten, Wiesen, Canäle, Brücken, Baum-Alleen und dergleichen. Man kommt auf Dörffer, deren Einwohner ihr Glück nicht mit denjenigen der größten Städte vertauschen würden, und man findet Handels-Leute, die des Jahrs mehr zum

zum gemeinen Besten herschießen, als manche Fürsten und Grafen anderswo einzunehmen haben. Weder Bauren noch Bürger lassen sich den thörigsten Hochmuth blenden, sich über ihren Stand zu erheben; sie lassen sich weder zu Gnaden, noch zu Excellenzen maachen: sie genießen ihres Glücks in Ruhe. Wer mehr Geld hat, als er zu seiner und der seinigen Erhaltung braucht, der kauft sich dafür allerhand artige Sachen, Schildereyen, Bücher, Kupferstiche, Blumen, Porcellan, Muscheln und andre dergleichen Kunst- und Natur-Seltenheiten, womit er seine müßige Stunden vergnügt zubringt, ohne seinen Einkünften dadurch Abbruch zu thun.

Der Hochmuths-Wind, der uns allen so gefährlich ist, blähet hier die Reichen selten auf; sie lieben keinen andern Wind, als der ihre Seegel füllet und ihre Schiffe glücklich in den Hafen bringet. So siehet, oder so sah es wenigstens vor zwanzig Jahren in Holland aus. Woher rühret diese Glückseligkeit, diese Macht, dieser Reichthum? Was hat Holland in solche Aufnahme gebracht? Nichts anders, als die Freyheit, um welche anderwärts die Fürsten und Monarchen ihre Völker, sich selbst zum Schaden bringen.

Man dürffte vielleicht hier sagen, das Exempel von Holland passe nicht wohl auf den Staat von Frankreich, weil die Regierungs-Form ganz von einander unterschieden wäre. Allein die Vernunft ist sowohl in dem monarchischen als

mit seiner Macht sich schadet. 89

als republicanischen Staat einerley. Der Grund davon ist die gemeine Wohlfart; ob diese nun ein Fürst mit seinen Rätthen, oder ein Auszug weiser und redlicher Bürger besorgt, dieses thut zur Haupt-Sache nichts. Doch wollen wir Exempel von monarchischen Staaten haben, so dürfen wir nur die Geschichte von dem alten Egypten und von der Glückseligkeit des jüdischen Reichs unter der Regierung des weisen Salomo lesen, so werden wir dadurch überzeugt werden, daß auch ein Reich unter Königen gros werden kan. Allein die alten Egypter haften den Krieg, baueten das Land, und trieben die Künste und Wissenschaften auf das höchste. Nie hat man seit deme wiederum ein solches Königreich in der Welt gesehen, und wenn man nicht noch so viele Denckmahle als Ueberbleibsel seiner vorigen Herrlichkeit, welche gleichsam den Zeiten Trost bieten, vor Augen fände, so solte man denen Erzehlungen davon keinen Glauben beymessen. Der Wohlstand des jüdischen Volks dauerte nur so lang, als Salomo lebte. Seine Nachfolger verlohren durch den Krieg alles, was dieser weise König zusammen gebracht hatte. Egypten gieng es unter dem Psamenitus nicht besser, der Krieg brachte ihn um Cron und Reich, und die Egypter fielen in die Dienstbarkeit der Persianer.

Man wehle nur hier welches Exempel man will. Man vergleiche Egypten und Judea mit dem gegenwärtigen Zustand von Engelland und

90 Beweis, daß Frankreich

Holland. Man sehe die Vortheile dieser Länder, gegen diejenige von Frankreich: so wird man finden, daß dieses noch viele Vortheile voraus hat, welche es selbst mit Füßen tritt, und gleichsam allen seinen Wiß gebrauchet, um solche zu vernichten? Wie ein Mensch, der die Mittel versämmt, seinen wahren Wohlstand zu befördern, sich nicht wundern muß, wann er sich je länger je mehr davon entfernt siehet; So ist es auch in Ansehung des Wohlstandes eines Staats.

Der französische Hof wird von dem Schein einer falschen Hoheit geblendet; seine Rathschläge verwirren sich in der Menge großer und wieder einander lauffender Unternehmungen; er weicht ganz von dem Ziel der wahren Staatsklugheit, indem er sich stets mit fremden Dingen beschäftigt und darüber Land und Leute zu Boden richtet. Wann es so fortgehet, so wird bald ganz Frankreich zu einer Pflanz-Schule des Krieges werden, wo man sich heyrathet, Soldaten zu zeugen, und wo die Bürger arbeiten müssen, um solche zu unterhalten. Das sicherste Mittel, beständig Soldaten zu haben, ist, daß man das gemeine Volk an den Bettelstab zu bringen suchet. Man darff sodann die Leute nicht mehr zwingen, um sich unterhalten zu lassen. Wenn man verdorben ist, so schickt man sich am besten darzu, um auch andre verderben zu helfen. Ist auch eine solche Staats-Kunst vor Gott, vor der Welt und vor dem Volk selbst zu verantworten.

Doch

mit seiner Macht sich schadet. 91

Doch lasset uns weiter gehen. Allzugrosse Reiche sind nie glücklich noch von einer langen Dauer gewesen. Die Geschichten beweisen diesen Satz. Die Natur hat in allen Sachen ihre Gränzen. Sie hat mit Fleiß ihre Gaben zertheilet und alles nicht einem Land, einem Ort und einem Menschen allein geben wollen, damit die Bande des geselligen Lebens und der nachbarlichen Freundschaft unter den Menschen desto sorgfältiger mögten erhalten werden.

Viele und verschiedene Völker einem einzigen Haupt unterwerffen und dessen verschiedene und öftters ganz gegen einander laufende An gelegenheiten, nach einerley Staats-Regel einzurichten, solches kan nichts anders, als Verwirrung, Verdruß und Mishelligkeiten nach sich ziehen. *Che troppo abbraccia male stringe.*

Der größte Geist ist nicht fähig, ein so weit sich ausbreitendes Regiment zu umfassen. Er muß also das meiste auf die Staats-Räthe ankommen lassen. Diese wehlen die Befehlshaber in den entlegenen Provinzen, welche wieder ihre eigne Absichten und Angelegenheiten haben. Ein jeder siehet dabey blos auf seinen eignen Nutzen, und sucht sich auf Unkosten der Unterthanen empor zu heben und zu bereichern; die Klagen des Volcks kommen darüber fast niemahls an den Monarchen; sie werden durch die Befehlshaber unterschlagen; folglich leidet darunter die gemeine Wohlfart der Länder, um einige Familien, die in der Regierung sind, gros

zu

72      Beweis, daß Frankreich

zu machen. Es entstehen daraus Empörungen und innerliche Kriege. Auswärtige Feinde bedienen sich derselben zu ihrem Vortheil, und der allzuübel zusammen gefügte Staats-Cörper zerfällt durch so viel Blut, als er gekostet hat, gros zu werden.

Ein solches Schicksal haben alle Reiche gehabt, wann sie zu einer außerordentlichen Größe gekommen sind; und es ist wider alle Begriffe der Gerechtigkeit, daß so viele Millionen Menschen darunter leiden sollen, um einen einzigen zu erheben. Wir sehen also, daß weder die Glückseligkeit des Fürstens, noch die Wohlfahrt des Volks durch neue Eroberungen einigen Zusatz erlanget, sondern daß vielmehr die Begierde ein an und für sich selbst großes und mächtiges Reich zu vergrößern, sowohl dem König als dem Unterthan hoch zu stehen kommt. Insonderheit aber leidet darunter das Volk am meisten und hat nimmer keine Hoffnung, in einem Land ruhig und glückselig zu seyn, wo solche Länder-süchtige Staats-Regeln herrschen. Ich glaube demnach, daß man sicher schliesen kan, daß ein jeder Fürst oder Potentat mit dem ihm von Gott anvertrauten Land um so viel mehr zufrieden seyn soll, weil er Last, Mühe und Sorg genug vor sich finden wird, wenn er anders seiner Pflicht, wo man den Großen anders von Pflichten reden darff, ein Genüge thun, und solches wohl und rühmlich beherrschen will.

mit seiner Macht sich schadet. 93

Ich habe andertwärts deutlich gezeigt, daß die Glückseligkeit eines Fürsten so genau mit derjenigen seines Volks verbunden sey, daß sie nicht wohl zu trennen ist; \*vielmehr bringet eine die andere zuwege, und indeme sie damit umgeheth, sich beyden zugleich mitzutheilen, so vereinbaret sie das Haupt mit den Gliedern, und macht, daß sich der ganze Staats-Cörper wohl befindet. Die Glieder lieben das Haupt, weil es auf dessen Vorsichtigkeit und Klugheit ankommt, daß sie wohl gelenket und regieret werden: das Haupt liebet hinwiederum seine Glieder und schonet weislich ihrer Kräfte, weil es natürlicher Weise alles Leiden mit empfindet, welches auf das eine oder das andere fallen könnte. Wie mancher Staats-Cörper aber ist schon in diesem Verstand mit einem unsinnigen Kopf gestrafet gewesen? Selbst das so kluge Franckreich ist von diesem Unglück nicht frey geblieben.

Ludewig der XI. und die beyde Heinrich der II. und III. waren nach dem Geständnuß der Franzosen selbst, sehr elende Regenten. Seit dem hatten sie an Heinrich dem IV. und Ludewig dem XIV. zwey Könige von erhabenem Geist; wiewohl das Andenken des letztern nicht eben durchgehends verehret wird, weil er abscheuliche Kriege geführt, die Schätze Frankreichs durch eitlen Pracht und unnöthige Gebäude verschwendet, Eyd und Zusage gebrochen, und endlich gar durch ein altes Weib und durch die Pfaffen sich verleiten lies, einen Theil seiner besten

\* Siehe I. Sammlung des VI. Stück.

besten Unterthanen, weil sie nicht in die Mes-  
gehen wollen, aus dem Land zu jagen; dem al-  
len ungeacht, so hatte doch gleichwohl seine Per-  
son viel hohes und edelmüthiges.

Der letzte König ist ein Herr voller Güte  
und Sanftmut. Er führet, seiner Meynung  
nach, einen gerechten Krieg; allein der Geist  
der beyden Cardinäle wandert noch starck in dem  
geheimen Rath: die Franzosen sind von dem  
Witz so großer Anschläge allzusehr bezaubert, als  
daß sie demselben die einfältige Staats-Regeln  
eines erdichteten Telemachs vorziehen sollten.

Einige halten den Krieg für Franckreich nö-  
thig: sie sagen der viele Adel müste eine Be-  
schäftigung haben. Die Staats-Aemter wä-  
ren nicht zulänglich, eine solche Menge von  
Chevaliers und Marquisen unter zubringen und  
Standsmäßig zu unterhalten: Die Kauf-  
mannschaft schieket sich, ihrer Meynung nach,  
nicht für ihre Geburt, und das Land-Leben ist  
für ein so lebhaftes und ehrgeiziges Votck zu  
still. Also muß man hier das wallende und  
überflüssige Geblüt der Nation durch den Krieg  
ein wenig abzapffen und ihr gleichsam zur Aber-  
lassen.

Es kan seyn, daß Richelieu diesen Einfall  
gehabt; dann er sah, daß sich die Edelleute sel-  
ber für die lange Weite die Häße brachen: also  
dachte er, sich ihrer allzugroßen Lebhaftigkeit be-  
fer zu bedienen. Allein diese Politic hat einen  
schlechten



mit seiner Macht sich schadet. 95

schlechten Grund. Man wehlet zwar lieber ein kleines Ubel, um dadurch ein größeres zu vermeiden; hier aber wehlet man das größte, um das kleinste zu heben. Und wie leicht könnte der Verwegenheit und dem Müßiggang des Adels durch eine gute Policcy gesteuert werden? Wer hat den Edelleuten doch die Narrheit in Kopf gesetzt, daß sie nicht sowohl nützliche Unterthanen eines Staats abgeben sollen, als andre ehrliche Leute, die ohne Titel auf die Welt kommen? warum giebt man so vielen unnützen Creaturen die Freyheit, dem Staat zur Last zu leben? warum macht man den Müßiggang edel und die Arbeit verächtlich? der König thut demnach wohl, wann er wohlhabende Finanzier und Kaufleute in den Adelsstand erhebet; allein er thäte noch besser, wenn er die Finanzen und Commerciën selbst adelte; dann die geadelte Kaufmanns-Söhne geben sonst sogleich die Handlung wieder auf, und werden, in Erwartung als Helden im Kriege zu dienen, herumirrende Ritter und Müßiggänger.

Frankreich ist ein Land, das vor allen Ländern in der Welt zu der Kaufmannschaft wohl gelegen ist. Wie hoch hätte also dieser Staat über alle Reiche in der Welt sich erheben können, wenn die Regierung bisher sich mehr mit dessen wahren Wohlstand, als mit denen so Landesverderblichen Kriegen beschäftigt hätte.

Vendes Engelland und Holland würden an Schätzen und Reichthümern demselben weit nachstehen

stehen müssen; das Land könnte eben so und noch viel besser angebauet und benuzet werden. Man rechne daher die Menge der Einwohner, deren geringster Auswurf allein fähig war, die neue französische Länder und Pflanz-Städte in America zu bevölkern.

Die Seefahrten und Handelschaften würden dieses an sich vortreffliche Land so reich machen, als sie der verderbliche Krieg seit denen Universal-Anschlägen arm gemacht hat; ich sage arm, in Vergleich dessen, was es nach dem Beyspiel von Holland und Engelland seyn könnte; denn in den großen Städten und unter den vornehmsten Leuten in Franckreich ist noch ein großer Schein von Reichthum, Herrlichkeit und Pracht; allein kommt man auf das Land und in die Provinzen, so sieht es an den meisten Orten elend aus.

In der Dauphine erblicket man allenthalben die größte Armut; man reiset von Lion bis nach Paris durch ganz Bourgogne und durch die vortrefflichsten Länder, ohne daß man auf mehr als drey oder vier Städte kommt, die alle ein sehr trauriges und todtes Ansehen haben würden, wo nicht einige wohl gehaltene Geistlichen sich noch darinnen bewegten.

In und um Paris herum scheint sich der Reichthum von Franckreich schier allein zusammen gezogen zu haben. In der ganzen Picardie von Paris bis nach Peronne, und von Peronne

ronne bis in die Französischen Niederlande erblicket man wenig Dörfer und noch weniger Städte. Die Armut und Dürftigkeit schützt gleichsam von dieser Seiten dieses Königreich gegen die Einfälle seiner Feinde. Eben so betrübt sieht es in den mittlern Provinzen, und in denen Gegenden der Pyrenäischen Gebürgen aus. Die an der See gelegene Orter und einige Handelsplätze, als Lyon, Rouen, Bourdeaux, Brest, Marseille zc. retten noch ein wenig die Ehre der Französischen Handlung. Allein man findet da noch lange kein Amsterdam, noch London; die Französische Pfund sind von den Englischen sehr unterschieden; ohnerachtet, daß Frankreich im Stande wäre, die Sachen noch viel weiter zu treiben.

Dieser mächtige Staat, so Volkreich er auch an einigen Orten ist, könnte wenigstens doch noch zwanzig mahl so viel Einwohner nähren, und da es eben so groß, wo nicht größer, als das alte Egypten ist, so könnte es eben so viel tausend herrliche Städte in sich schliesen, die Künste und Wissenschaften mit der Handlung auf das höchste treiben, und an Einkünften und Reichthümern alle Völker der Erden übertreffen.

Haben die Egypter ehemahls das Mitteländische Meer, vermittelst des Nils, mit dem rothen Meer gesucht zusammen zu hängen, und dadurch die Schifffart in die ganze Welt  
 S denen

denen Völkern zu eröffnen, so könnte dieses Frankreich mit einigen Flüssen zwischen dem mittelländischen und abendländischen großen Welt- Meer gleichfalls versuchen, und darinn noch glücklicher als die Egypter seyn. Ludewig der XIV. der wirklich in seinen Unternehmungen groß war, lies davon im Jahr 1664. schon eine statliche Probe machen, uund einen kostbaren Canal bey Carcassone graben; Allein, ob derselbe gleich binnen acht Jahren glücklich zu Stande kam, so fehlte es doch, ich weis nicht an was für Anstalten, diesen Canal recht brauchbar zu machen.

Es kommt bloß darauf an, die Abhänge und Flächen des Landes, welche sich dazu in den nächsten Gegenden zeigen, wohl zu erforschen, und davon die viele Umwege sich nicht abschrecken zu lassen; denn wo ein Land recht bewohnt und bevölkert ist, da haben die Canäle an und für sich selbst schon einen vortreflichen Nutzen. Durch Wiß und Fleiß ist in solchen Sachen viel auszurichten.

Die Holländer haben uns gelernet, wie man Canäle graben, Dämme aufwerfen, und die Schleusen an rechten Ort anbringen kan. Hundert tausend müßige Leute, die zu einer so wichtigen Unternehmung gebraucht würden, kämen durch dergleichen nützliche Beschäftigungen gleichsam dem Staat aus dem Brod, in dem sie sich solches zu des Staats Besten verdienet.

mit seiner Macht sich schadet. 99

dieneten. Es ist eine nöthige Staats-Regel, den Pöbel niemahls müßig zu lassen. Die Bau-Künste und die Handlung sind unendlich besser, denselben zu beschäftigen, als der Krieg: Durch jene blühen die Künste und Wissenschaften; Reichthum und Ueberfluß bleiben im Lande; die Regenten sind groß, und das Volk ist glücklich. Durch den Krieg aber werden alle Vortheile des Lebens zu nichts gemacht; wie ich solches hier kürzlich durch das Exempel von Frankreich vermeyne, erwiesen zu haben. Glückselig, wer aus andrer Leute Fehler lernet klug werden!

V.

## Von der Gesindes-Ordnung.

Man klaget allenthalben über das böse Gesind. Ein Uebel, das so allgemein ist, und so viele Leute peiniget, solte man billig suchen abzustellen. Der Freyherr von Schröder meynet, daß die Plagen, die man mit dem Gesind ausstehen müste, noch größer seyen, als die Plagen Egypti.\* Der ehrliche Mann muß sehr böses Gesinde gehabt haben. Ein anderer würde lieber dessen entbehren, als so vielen Leyden sich auszusetzen. Er meynte, daß ohne große Mühe kein Mittel zu finden sey, diesem Uebel zu begegnen, weil das Gesinde

§ 2

\* Siehe dessen Fürstl. Rent-Cammer C. 28.

finde voraus wüßte, daß man sich mit ihnen in keinen Rechtshandel einzulassen pflegte. Es wisse, daß es leichter sey, zu siehlen, als dessen überwiesen zu werden, weil man zu dergleichen Berrichtungen keine Zeugen nimmt.

In dieser Sache ist demnach schwer zu rathen. Wir haben Policyen und Gesindes-Ordnungen in der Menge; allein man liest solche kaum, vieltweniger ist man bemühet, darüber zu halten; obgleich diejenige, so der Sache am besten durch Ernst und Strafe abzuhelfen könnten, eben wohl von den Unordnungen des Gesindes leiden müssen.

Es ist nicht zu läugnen, das diejenige, die das meiste Gesind halten, guten Theils an dem Verderben desselben mit Schuld haben. Entweder sind sie zu nachlässig, solches in guter Zucht und Ordnung zu halten; oder sie tractiren solches allzurwild und umbarmherzig. Beydes ist schädlich.

Wir haben insgemein allzuwenig Menschenliebe für das arme Gesind: Unser strafbarer Hochmut betrachtet diese Creaturen, als wären sie ihrem Werth nach so weit als im Glück und im Stand von uns unterschieden. Wir denken nicht, das sie als Menschen und als Christen mit uns gleiche Rechte haben, und daß wir deswegen verbunden sind, ihnen ihren Dienst so erträglich zu machen, als es unsre Umstände leiden. Die Liebe des Nächsten erstreckt

streckt sich sowohl auf sie, als auf andre un-  
sers gleichen. Wir erwegen nicht, daß die  
Beleidigungen gegen sie eben so viel, ja noch  
mehr zu bedeuten haben, als die Beleidigun-  
gen gegen andere Menschen, die sich wider Un-  
recht und Gewalt besser schützen und verthei-  
digen können.

Ich habe nie der Tyranny das Wort re-  
den können. Ein jeder, der sein Gesind hart  
und übel hält, ist ein Tyrann im Kleinen, und  
würde auch ein Tyrann im Großen seyn, wann  
er mächtig wäre, und Land und Leute zu re-  
gieren hätte.

Es giebt so wilde Naturen unter den Men-  
schen, die, wann sie keine Diensthöten unter sich  
haben, welche sie quälen und peinigen können,  
sich an dem armen Vieh versündigen, und ih-  
re Grausamkeit gegen dasselbe auslassen. Wie  
mancher unterhält nur einen Hund, um ein  
Geschöpfe unter sich zu haben, daß sich vor ihm  
schmiegen und biegen muß, und welches er mit  
stolzer Lust prügeln und mit Füßen treten  
kan.

Wie viele barbarische Herren kennet man  
nicht, die auf ihre Diensthöten, wann sie das  
geringste versehen, tausend Flüche und Schelt-  
worte ausstürzen, wo sie nicht gar in ihrem  
Grimm mit Schlägen über sie herfallen? Zu-  
mahl wenn ihnen der Kopf nicht recht gestellet  
ist, und sie sonst nicht wissen, wie sie ihren  
Unmuth auslassen sollen.

Ich kante vor diesem einen verdorben Edelmann, dem seine Schuldleute kaum noch so viel übrig gelassen hatten, daß er einen armen Jungen in seiner Hochadelichen Lieberey unterhalten konnte. Mit diesem sprach er nicht anders, als: Du Hund, du Teuffel; ich will dir den Hals brechen, u. s. w. Sagte der Bube nur ein Wort, so tratt er ihm als ein Besessener, mit dem Fuß in die Wampen, oder kriegte ihn bey der Gurgel zu fassen, als ob er ihn erdroffeln wolte. Dieser wuste sich dargegen an seinem Herrn mit nichts anders zu rächen, als daß er einem elenden ausgezehrten Gaul, den sein Herr noch zu seinen ritterlichen Visiten, in der Nachbarschaft herum zu schmausen, unterhielt, eben ein solches Tractament wiederfahren lies. So tief sihet die Grausamkeit und das Verderben in der menschlichen Seele. \*

Durch bürgerliche Strafen läffet sich hier nichts austrichten; dann wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; wie will man aber über alle Verbrechen und Unordnungen, die in denen Haushaltungen vorkommen, gerichtliche Klagen führen? Wo wolte man die Richter und Obrigkeiten darzu hernehmen?

Hier

\* Von den Pflichten, welche Herrn und Frauen gegen ihr Gesinde zu beobachten schuldig sind, schreibet der Herr Geh. Rath von Wolf, wie allenthalben sehr gründlich. Siehe dessen vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insonderheit in dem gemeinem Wesen, daß IV. Cap.



Hier war also überhaupt eine gute Sitten-Ordnung vonnöthen, zu deren Handhabung gewisse Policy-Meister in denen verschiedenen Quartieren einer Stadt, oder Landes-Gegend müßten bestellet werden. Wie solches vormals in dem alten Rom gebräuchlich war.

Die Geistlichen könnten hierbey mit das beste thun. Sie haben allzuwenig Nutzen in dem gemeinen Wesen, wann sie sich nur in geschickten Canzel, Reden und gelehrten Streitfragen üben; das gemeine Volk wir selten dadurch erbauet, sondern auf den seichten Grund einer vermeynten Recht, Gläubigkeit, seinen Thorheiten und Lastern überlassen.

Es war demnach zu wünschen, daß die Geistlichen die ihnen anvertraute Gemeinen in ihrem häuslichen Thun und Wandel, besser kennen lernten, sie nach Beschaffenheit der Umstände fleißig heimsuchten, und so wohl Herren und Frauen, als das Gesinde zur Beobachtung ihrer wechselseitigen Schuldigkeit und Pflichten andringlichst ermahneten. Denn so will es die Religion haben. O wie viel Gutes könnte dieselbe allein zu wegen bringen!

Unter das Policy-Amt, dem ein Sitten-Richter, oder Censor, wie ihn die Römer nannten, vorstehen müßte, gehörten sowohl die Geistlichen als auch die Obrigkeitliche Aemter selbst. Denn wo diejenige, die andere zum Guten anweisen, oder ihre Richter seyn sollen,

len, selbst verwerfliche Sitten haben und böse Exempel geben, da können wir uns nichts Gutes von allen unsern Verfassungen versprechen, wann sie auch noch so klug ausgedacht wären.

Man müßte deswegen hier, ohne Ansehen der Person, durchdringen, und dem Pollicey = Amt die Hände ungebunden lassen, so wohl die Klagen gegen einen Cato, \* der selbst Sitten = Richter war, anzustellen, als einen Manlius wegen einer unanständigen That aus dem Rath zu stossen. \*\* Dann es ist ungleich mehr daran gelegen, daß das gemeine Wesen in Ordnung, als daß einer, der nichts taugt, in seinem Amt bleibet. So lange die Römer auf diese Pollicey = Ordnung hielten, waren sie die größte und vortreflichste Völker in der Welt.

Wie nun dieses Pollicey = Amt mit der Erhaltung guter Sitten sich beschäftigen müßte; also gehöret dahin auch die Befindes Ordnung. Diese

\* Cato wurde von seinen Feinden über funfzig mahl, verschiedener Verbrechen halber, angeklaget; Allein, weil er sich derselben keines bewußt war, so ernante er selbst seine Feinde über ihn zum Richter, und unterwarf sich der härtesten Strafe, wo man mit Grund etwas auf ihn bringen würde. v. Plutarch. in Catone.

\*\* Plutarchus in dem Leben des Cato, sagt von diesem edlen Römer, er habe nur seiner Frauen in Gegenwart seiner Tochter einen Kuß gegeben.

Diese müste hauptsächlich damit umgehen, denen dißfalls überhand genommenen vielfältigen, und zum Theil Grund, verderblichen Unordnungen und Mißbräuche Einhalt zu thun; mithin in dem häuslichen Leben, Ruhe und Ordnung und gute Sitten bestmöglichst zu erhalten. Ich wag es, mich darüber noch näher heraus zu lassen.

## I.

Erstlich solte man in allen Quartieren einer Stadt, oder Landes- Gegend, unter Aufsicht des Policy- Amts, gewisse Policy- Meister und Commissarien bestellen, welche überhaupt auf eines jeden Betragen und Auf- führung genaue Obacht haben müssen. In- sonderheit aber solten alle Dienstboten, wann sie in Diensten treten, gehalten seyn, bey ihnen sich einschreiben zu lassen: wobey zugleich der Name derjenigen, welche sie in Diensten nehmen, die Zeit, auf welche sie sich verbind- en, und der Lohn, den sie zu empfangen ha- ben, müste aufgezeichnet werden. Durch diese Vorsichtigkeit könnte schon manche Klagen und Irrungen vorgebogen werden.

Hätte das Gesind seine Zeit ausgehalten, so bekäm es darüber einen Schein von dem Commissario oder Policy- Meister, um sein Stück auch anderwärts zu versuchen. Für so- thane Bemühung, wie auch für das Einschrei-  
ben

ben, wäre demselben ein geringes Geld zu entrichten, welches in der Menge doch so viel auswerfen dürfte, daß es eine kleine Besoldung ausmachen könnte.

Das Amt dieses Policcy-Meisters müste hauptsächlich darin bestehen, alles Gezänke und Unwesen in seinem Quartier durch seine Gegenwart zu schlichten, die Leute überhaupt und das Gesinde insbesondere, zur Beobachtung ihrer Pflichten anzuhalten; mithin allen Unordnungen, Mißbräuchen und Leichtfertigkeiten, so viel nur immer möglich, zu wehren. Grobe Verbrechen aber, müsten dem Policcy-Richter selbst zur gerichtlichen Strafe übergeben werden.

Hierbey wäre auch der Muthwillen, der Frevel, die Untreue, der Diebstahl, die Verläumdung und dergleichen grobe Laster, mit aller Schärfe, andern zum Ereupel und Abscheu, nachdrücklichst zu ahnden; dann wo keine Strafen sind, da bedeuten auch die Gesetze nichts.

## II.

Es pflegen auch die größte Unordnungen bey dem Gesind daraus zu entstehen, daß sie unter sich selbst bisher sich erkühnet, Gesetze und Gebräuche einzuführen, und ihren Herren und Frauen vorzuschreiben, wie man sie halten müsse, welche Arbeit sich für sie schicket oder nicht, welche

che Tage ihnen zu ihrem Besuch und Spaziergang gehörten, was ihnen für Geschenke, für Kleider, für Trauer, für Braut Gaben, und dergleichen gebühreten, u. s. w.

Alle diese eigenwillige, von dem Gesinde unter sich selbst errichtete Gesetze und selbst herrische Manieren, die Leute wo sie dienen, zu kränken und zum besten zu haben: müsten nicht allein ganz abgestellt, sondern es müsten auch diejenige, die solche Mißbräuche zu behaupten und einzuführen sich unterfangen, nachdrücklich bestrafet werden.

Die Arbeit, die man dem Gesinde auftrüge, müste überhaupt von demselben gern und willig, ohne Murren und ohne Ausnahme, daß dieses oder jenes nicht ihre Arbeit sey, unternommen und verrichtet werden; Es sey dann, daß man die Sache übertreibe, und einem Dienstboten mehr zumuthen wolte, als seine Kräfte zuliesen. Hievon aber ist die Frage nicht. Es verstehet sich ohnedem, daß man sein Gesind nicht tyrannisch halten, und über Vermögen strapazieren muß.

Die ganze Sache beruhet hier blos auf einem närrischen Hoffart, daß das Gesinde sich gewisse Arbeit, als unanständig, schämet, dergestalten, daß man schier einer jeden Magd wieder eine Magd, und einem jeden Diener wieder einen Diener oder Hunds Jungen halten muß, welche ihren Dienst im schleppen, tragen,

tragen, putzen, säubern, auslauffen und dergleichen versehen müssen. An statt der Diensthöten, deren man vonnöthen hat, bekommt man also Herren und Jungfern ins Haus; und es thäte zuweilen nöthig, daß man dem Lumpengesinde selbst aufwartete.

Ein neuer Mißbrauch, welcher zu unserer Zeit bey dem Gesind aufzukommen pflegt, ist daß sie sich wochentlich, einen oder auch wohl zwey Tage aushalten, für sich, oder wohl gar für andre Leute arbeiten. Dieses lauft wieder alle Ordnung, und giebt zu unzehlichen Widersprüchen u. Verdrießlichkeiten in einer Haushaltung Anlaß; dann man giebt dadurch einem Diensthöten Macht und Recht allerhand Ausnahmen in seinem Dienst zu machen, den Dienst aber selbst auf eine Art zu beschränken, daß man sich von ihm muß Regeln vorschreiben lassen, wenn wann und wie es seinen Dienst verrichten will. Man hätte gewisser mafen ein Gesind und auch keines. Die Ehrerbietung, die Schuldigkeit und alle Betrachtung zwischen Herr und Knecht, zwischen Frau und Magd wären völlig dadurch aufgehoben. Es wäre eine Art von einer Gesellschafts-Handthierung, da das Gesind einige Tage der Herrschaft, und diese wieder dem Gesinde dienen müste, indem sie denselben Kost und Lohn reichen, solches bey sich im Hause haben, und doch sie ihres Gefallens leben lassen müste. Reiche und vornehme Leute, wenn sie auch gleich das Gesinde nur zur bloßen Aufwartung halten, werden dergleichen schimpfliche Bedingungen doch nimmer eingehen; denn es lauft wider ih-

ren

ren Respect Diensthoten zu haben, denen man nur gewisse Täge zu befehlen hätte. Ueberhaupt aber giebt man dem Gesind, Kost und Lohn, daß es dafür alles was es thun und arbeiten kan, thun und arbeiten soll. Ein anders ist im Taglohn arbeiten: Davon ist hier die Frage nicht.

## III.

Die Unordnungen mit dem Gesinde rühren ferner auch daher, daß so viele Leute ihr Gesinde selbst verwöhnen, ihnen alle Freyheit und allen Muthwillen verstatten, auch sie dabey über die Gebühr halten und beschenken; dergestalt, daß solches andern ehrlichen Leuten in ihren Haushaltungen, wo dergleichen Mißbräuche nicht statt finden, von Seiten des Gesindes immer vorgeworfen wird, und dieses seinen Dienst mit Verdruß versiehet, ja wohl gar dem Herrn oder der Frauen austroket, und sich, wann es eine andre Gelegenheit weis, mit einem guten Gepäcke heimlich davon macht, oder doch wenigstens mit Unwillen aus dem Hause kommt.

Insonderheit übertreibet hier die Narrheit, sich sehen zu lassen, die Sache so weit, daß es schwer hält, noch ein gutes Gesind zu bekommen. Man rühmet die Freygebigkeit eines Reichen; Allein, wie viel sind der Reichen, wenn man die Windmacher davon absondert? Es wär demnach billig und nöthig, disfalls eine Ordnung zu machen, vermög deren niemand frey stehen müste, sein Gesind über die Gebühr zu halten, ihm mehr Freyheit und Ansehen zu gestatten, als  
sich

sich geziemet, vielweniger dasselbe bey Sterb-  
Fällen mit unmäßiger Trauer heraus zu kleiden,  
oder bey Bräutereyen mit ungewöhnlichen Ge-  
ben zu beschenken. Alle diese und dergleichen  
Mißbräuche ziehen nichts als böse Folgen für  
andere Haushaltungen nach sich. Wobey ein  
Prahler, zehen ehrliche Leute kan zu Schan-  
den machen.

Man dürfte hier wieder einwenden, daß man  
gleichwohl niemand verbieten könnte, mit seinem  
Geld und Gut nach eignem Willführ zu schal-  
ten und zu walten; Allein diese Freyheit hat ihre  
Gränzen: Ein jeder ist verbunden, seine Hand-  
lungen so einzurichten, daß dem gemeinen We-  
sen dadurch kein Schaden zuwachse. Dem  
Staat ist daran gelegen, daß ein jeder seines  
Gutes vernünftig gebrauche, und daß durch sein  
Betragen keine Unordnung und Mißbräuche  
veranlasset werden. Es kan einer seinen Knecht  
zum Stallmeister, und seine Magd zur Haus-  
Jungfer oder Beyschläferin machen, und sie als  
so über den Stand des Gesindes erheben. So  
lang aber der Knecht ein Knecht, und die Magd  
eine Magd bleibt, müssen beyde als Gesinde  
Behalten werden.

## IV.

Weil es auch eine der gröbsten Ungerechtig-  
keiten von der Welt ist, wann einer dem andern  
sein Gesind, es sey auf welche Art es wolle, sucht  
abspänstig zu machen, und in seine eigene Dien-  
ste zu bringen: so müste man dergleichen Frey-  
vel, nach Maßgebung der Umstände, mit al-  
ler Schärfe ahnden. Nichts



Nichts in der Welt macht die Dienstboten trotziger und leichtfertiger, als wann sie sehen, daß man ihnen nachstrebet, sie an sich locket, und durch allerhand Versprechungen sie reizet, aus ihrem Dienst zu treten. Sie bekommen dadurch eine solche Meinung von ihrem Werth und von ihrer eignen Vortreflichkeit, daß sie nicht mehr im Zaum zu halten sind. Sie erlauben sich allen Muthwillen, alle Ränke und Bosheit. Sie denken, sie bekämen doch einen Herrn, wenn sie gleich keinen Abschied und kein Zeugniß aufzuweisen haben, daß sie treu und ehrlich bedienet hätten; sie lauffen deswegen aus ihrem Dienst, so bald sie einen solchen Herrn finden, der sich um die Gerechtigkeit und um die zehen Gebote nichts bekümmert.

Dadurch wird alle Ordnung und aller Ruhebestand im häuslichen Leben unterbrochen: Es ist auch eine Art eines ordentlichen und sehr groben Diebstahls, wann ein Mitbürger dem andern einen Dienstboten entziehet, der ihm in seiner Handthierung und Nahrung ist nützlich gewesen. Ja es entstehen durch dergleichen Gesinde's Raubereyen, insonderheit bey Leuten vom Rang, oftmahls sehr blutige Handel, grausame Verläumdungen und unverföhnliche Feindschaften, also, daß dadurch die vornehmste Pflichten des bürgerlichen Lebens verletzet werden.

Allein, diese Betrachtungen, so natürlich sie auch einem chrlichen Mann zu Gemüthe dringen,

gen, rühren nichts desto weniger gewisse vom Hochmuths. Wind aufgeblasene Groshansen nicht, welche besorget sind, dadurch ihren Rang et was zu vergeben, wenn sie sich der gemeinen Ordnung unterwerfen. Sie kommen auch nicht ehender zur Erkenntnis, als bis sie eine gute Policy, durch gebührende Strafe, des Rechts und der Billigkeit erinnert.

Diesem Uebel vorzubauen, wäre billig, die Verfügung zu thun, daß keiner berechtiget seyn sollte, ein Gesinde aus einem andern Hause anzunehmen, welches nicht von dem Policy-Meister desselben Quartiers, worinnen es gedienet, einen Schein seines Wohlverhaltens aufzuweisen hätte; denn dadurch würde nicht allein daselbe zur Beobachtung seiner Schuldigkeit desto genauer angehalten, sondern es würde auch dadurch allem obigen Unwesen mit einmahl vorgebogen werden.

## V.

Es ist ferner eine schädlich eingeriffene Gewohnheit, daß man heut zu Tage in großen Städten so viel Lieberendiener zu halten pflegt: dergestalt, daß sie bald ein eignes Collegium ausmachen, die allgemeine Ruh und Ordnung in den Haushaltungen zu stören. Weder der gemeine Adel, noch die Gelehrten, noch die reiche Handelsleute bedienten sich vormahls solcher unnützen und müßigen Creaturen.

Es muß uns allerdings lächerlich vorkommen,

Kommen, wenn wir als galante Leute unsere Augen bis auf jene altväterische Zeiten zurückschlagen. Man sah damals weder Staats-Kutscher noch Libereyen: Unsere vornehme Leute giengen zu Fuß, nichts hinten, nichts vornen; sie meldeten sich selber an, wo sie hinkamen: man wußte nichts von Herrschaften und von Gnaden, diese Titel waren für die Fürsten. Es hieß Herr und Frau, Knecht und Magd.

Reiche Kaufleute hatten junge Leute zu ihrer Aufwartung, die zugleich bey ihnen die Handlung lernten. Der Gelehrte hielt sich einen Schreiber, wenn ihm solche seine Geschäfte auswarfen; er lies aber solchen weder vor noch hinter sich hertreten. Des Edelmanns Knecht unterstützte die Pferde, und hatte nur dieses einzige unanständige, daß er nach dem Stall roch, wenn er etwa den Gästen ein Glas Wein einschenkte. Die Obrigkeitliche Personen begnügten sich bey Gelegenheit mit denen ihnen zur Aufwartung bestimmten Stadt-Dienern.

Man wußte nichts von denen bundschäckigten Liberey-Dienern die man in allerhand Farben kleidet, oder welche durch ihre geschlungene Achsel-Bänder die ganze Blasonirung in der Heraldie vorstellen. Zucht, Ehre, Fleiß und Ordnung herrschte bey einem so ruhigen Leben in den Häusern unsrer Bürger. Man machte aus der Gesinde-Stube kein Treib-Haus der Vergierden, da man müßige Gesellen und üppige Mägde zusammen setzt, bis sie Zunge brühen. Vormals hatte ein jeder Dienstbore seine Ver-

H rich

richtungen: Heut zu Tage aber haben die Laackayen selten viel mehr zu thun, als daß sie den Mägden die lange Weile verkürzen. Denn mancher Herr hat kaum für einen Diensthofen Arbeit, und hält ihrer gleichwohl zwey, drey bis vier. Was soll, was kan das müßige Gesindel hier anders thun, als Schelmerey und Muthwillen treiben? Das schlimmste ist, daß ohneracht das Laackayen-Volk insgemein kein Handwerk versteht, doch sich beweibet und Kinder zeuget, woraus nichts als Bettler und Verzehr der milden Stiftungen kommen.

Allein, wird mancher sagen, Leute, die von vornehmen Stande sind, müssen doch gleichwohl etwas voraus haben: wie könnte man sie sonst von dem gemeinen Mann unterscheiden? Woran soll man die Vortreflichkeit ihres Adels, die Hoheit ihrer Würde und den Werth ihres Geldes erkennen? Es ist wahr, es muß hier ein Unterschied seyn. Was hätte man sonst von dem Glück, daß man Wohlgeboren, wohlbetitelt, und wohlbemittelt wär, wenn man nicht auch dabey sich ein wenig Ansehen geben sollte?

Ich habe überaus viel Nachsicht für die menschliche Schwachheiten. Ich weiß, daß ein nem das närrische Ding, welches man fälschlich die Ehre nennet, allzunah gehet. Ich weiß, daß die Philosophie, welche sich durch die Windmacherey nicht mehr aufblasen läset, insgemein nur für eine Wissenschaft gewisser Brillenfänger und störrischer Leute gehalten wird, die öfters aus bloßem Geiß, wie man dessen den Cato beschuldiget, nicht

nicht leiden wollen, daß man etwas auf den Puz und Pracht verwendet.

Lasset uns die Thorheiten der Welt so scharf nicht richten; Lasset uns denen Reichen schöne Kleider, schönen Hausrat, schöne Karitäten, schöne Kunst Stücke, Schildereyen, Bücher, Gärten, Palläste, Kutsch und Pferde und dabey alle Bequemlichkeiten, alle geziemende Lust, alle Lecker-Bissen und die beste Weine gönnen. Lasset uns ihren sechszehn Ahnen, noch sechszehn hinzusetzen und sie mit ihren Titeln, Würden und Wappen prangen. Alles dieses zusammen wird im gemeinen Wesen nicht so viel Unheil und Verwirrung nach sich ziehen, als die einzige bisher eingeriffene Mode Liberey-Diener und müßiges Gesind, zum bloßen Pracht zu halten. Ich bin gewiß, wo man alle diejenige, welche ihr Hauswesen damit beschweren, auf ihr Gewissen fragen solte, ob ihnen solches nicht sehr viel Last und Verdruß verursacht? sie solches ohne Anstand bejahren würden.

Man erzehlet, daß vor 50. Jahren die vornehmste und ansehnlichste Männer in Venedig, Amsterdam und in andern großen Handels-Plätzen, wann sie einen guten Freund zu Gaste gebetten, selbst auf dem Fischmarkt spaziret waren und der Frauen einen schönen Fisch unter ihrem Mantel mit nach Haus gebracht hätten; wie etwan ein Land-Junker von der Jagd mit stolzer Einbildung einen Hasen, den er geschossen, auf seinem Rücken trägt. Glückselige Einfalt! wie ruhig lebten damahls die Menschen?

## VI.

Weil aber verschiedene Fälle und Umstände sich ereignen, wobey vornehme und begüterte Leute Diener und Aufwärter vonnöthen haben, so könnte man in einer großen Stadt gewisse Lehen-Diener bestellen, und solche von dem Pollicey-Amte in Eyd und Pflichten nehmen lassen, dieser könnte man sich Tag weise, um einen gewissen bestimmten Lohn, bey allerhand Vorfällen, wo man einer Aufwartung nöthig hätte, bedienen. Zu mehrerer Sicherheit, daß man ihnen etwas anvertrauen könnte, wär ein jeder von ihnen anzuhalten, wenigstens ein hundert Gulden, als eine Verbürgung, bey dem Pollicey-Amte nieder zu legen; welches Geld sie jedoch mit einer jährlichen Zinse zu genießen hätten, auch nach ihrem Tod ihrem Erben wieder zu theil werden müste.

So waren vormals in Berlin vier und zwanzig dergleichen Lehen-Laquayen bestellt, welche alle in blauen Tuch, sauber gekleidet giengen, und einer vor den andern haften und stehen mußte: diese Leute wußten sowohl bey Hof als in der Stadt einem Fremden alle nöthige Anweisung zu geben, und wurden des Tags mit acht guten Groschen vergnügt. Zwischen der Zeit pflegten sie ihres Ehrens und ihrer Handhierung.

So hatte man auch sonst an andern Orten die sogenannte Aufwärter, deren man sich bey Leichen-Begängnissen, Hochzeiten, Gastmahlen

len und dergleichen bediente; diese Leute wußten die Anstalten darzu zu machen, und halfen alles gegen ein geringes Geld, das man ihnen reichete, mit besorgen.

Die Haushaltungen blieben dabey in ihrer Ordnung: die Herren und Frauen hatten weiter keinen Verdruß mit dem unnöthigen Gesinde. Die Mägde wurden in der Zucht und Keuschheit gehalten, und wo ja in etwas ein Mangel sich erzeigte, so war es an Huren. Man spürte aber diesen Mangel kaum, weil die ehrliebe Weiber ihre Kinder selbst tränkten.

Es war demnach ohnstreitig eine sehr gute und löbliche Ordnung, wo man auf vorerwehnte Art beendigte Lehen-Diener und Aufwärter in großen Städten bestellte. Es mußte aber denerselben mit nichten frey stehen, nach eignem Gutdünken, blos um ihres Nutzens willen, allerhand Misbräuche einzuführen und sich gleichsam zu Gesetz-Gebern des öffentlichen Wohlstandes aufzuwerfen, wie solches gewisse Weiber und Aufwärterinnen zu thun pflegen, welche darzu der Einfalt einiger albernern hochmüthigen Leute misbrauchen, und ihr Exempel hernach andern zur Nachahmung vorlegen, da heißt es: es sey so der Gebrauch: derselbe mag sich nun mit unsern Umständen und mit der Vernunft reimen oder nicht; So bald der Nachspruch: Was werden die Leute sagen? den Zweifel entscheidet, so muß die Vernunft mit allen Umständen schweigen.

## VII.

Solte man billig in einer christlichen Republic mehr darauf sehen, daß von Seiten der Haus-Väter und Haus-Mütter auch dem Gesinde kein böses Exempel gegeben würde; sondern daß solches vielmehr durch sie zu einem gottseligen, frommen und ehrbaren Lebens-Wandel mögte angehalten werden.

Allein diese Sorgfalt scheint uns zu weitläufig. Wann das Gesinde nur sonst zu unsern hochmüthigen oder eigennütigen Absichten gebrauchen läffet, so mag es im übrigen beschaffen seyn, wie es will.

Ich will nicht sagen, daß diejenige sich gleichsam der Herrschaft und dem Gutdünken eines boshaften Gesindes völlig unterwerfen, die mit ihnen in schändlicher Vertraulichkeit leben, und sich ihrer zu allerhand unerlaubten und leichtfertigen Handeln bedienen; dergestalt, daß öfters solche ihr Stillschweigen nicht allein mit viel Geld und Geschenken erkaufen, sondern ihnen dabey auch allen Frevel und Muthwillen frey verstaten müssen; aus Furcht, wiedrigenfalls von ihnen verrathen zu werden.

Dieses ist ein über die massen wichtiger Umstand, wodurch das Gesind auf eine ungemeyne Art verhaltensstarriget und zu allen ersinlichen Bosheiten verleitet wird. Man kan zwar dargegen einwerfen, daß Gesind käme nicht leicht mit Uns



Unwillen aus einem Haus, daß es nicht böses von denen Leuten, bey denen es gedienet hat, reden sollte; vernünftige Leute aber stelleten dergleichen Verläumdungen und Lasterungen keinen Glauben bey; Allein, es ist ein großer Unterschied unter Wahrheiten und Lügen; Es ist kein sicherer Mittel, einem bösen Verächte zu entgehen, als nichts Böses thun; die Lügen haften nicht auf der Unschuld; die Ehre eines rechtschaffenen Mannes beruhet nicht auf dem leichtsinnigen Geschwätz eines boshaften Gefindes, sondern auf dem Zusammenhang seines ganzen Lebens. Man wird den für keinen Lügner schelten, den man nie keine Unwahrheit hat vorbringen hören. Man wird nie keinen für einen Betrüger halten, der nie betrogen hat; und so wird auch ein ehrbares Weibsbild nie in dem Verdacht einer schändlichen Vulerrey kommen, wann sie auch sogar den Schein der Frechheit vermeidet.

Eine ganz andere Beschaffenheit aber hat es mit solchen bösen Nachreden, zu welchen die Aufführung der Beschuldigten Anlaß giebet. Wenn man sich nun darbey auch eines leichtfertigen Gefindes bedienet, dasselbe zu seinen Ränken und Betrügereyen, oder zu verbotener Liebe und schändlichen Wohlküssen gebrauchet; da muß man freylich das Gefind den Meister spielen lassen und schweigen, damit es nicht rede.\*

\* Juvenalis hat dieses wohl ausgedrückt:

Man hält das Gesind um der Arbeit und Aufwartung halben, dafür dinget man solches und giebt ihm Kost und Lohn. Wo diese Dienstleistung aufhöret, da höret auch das Gesind auf Gesind zu seyn. Erkranket dasselbe und wird bettlägerig, so kan es nicht mehr dienen; die natürliche Verbindlichkeit zwischen Herrn und Diener, zwischen Frau und Magd ist dadurch aufgehoben.

Weil nun die meiste Haushaltungen so eingerichtet sind, daß sie kein krankes Gesind besonders legen können, zumahlen wo Kinder und mehr Gesind sich befinden, auch die meiste Krankheiten des Gesindes von ihrer Uordnung, Unfläterey und Unzucht herrühren, und deswegen nichts selten ansteckend, oder doch über die mafen eckelhaft sind, und dabey viel Wartung, Verpflegung und Unkosten erfordern, mithin dadurch sowohl die Ruhe und Ordnung, als häusliche Nahrung gestöret wird; so hat man in Erwägung aller dieser Umstände, wie auch aus Mitleiden und christlicher Liebe, die Hospitäler eingeführet, und dieselbige mit solchen Anstalten versehen, daß alle und jede Arme, Elende, Kranke und Nothleidende darinnen gute Verpflegung und taugliche Arzney-Mittel finden, und also im Namen einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft dasjenige beobachtet, was die christliche Liebe von einem jeden insbesondere erfordert.

Seit

Vivendum recte, cum tunc his,  
Præique causis, ut linguas mancipiorum  
Contemnas: nam lingua mali pars pessima servi.  
Sect. IX. v. 115.

Seit dem aber unser Gesind und unsre Dienst-Bojen nicht mehr Knechte und Mägde heißen wollen, sondern aus einer wunderbaren Narrheit eben so hoffärtig als arm sind, so wollen sie auch nicht mehr, wann sie erkranken, in die Spitäler sich bringen lassen, sondern bleiben, weil sie solches ihren Ehren und Würden für nachtheilig halten, denen Leuten, bey denen sie dienen, über dem Halse: ja sie trohen wohl gar, weil sie in ihren Diensten wären krank worden, so müste man sie auch verpflegen und ihnen wieder zu ihrer Gesundheit verhelfen lassen.

Allein auf diese Bedingung wird sich wohl niemand gefallen lassen, Gesind zu halten. Denn der Unordnung und Weitläufigkeiten sind bey diesen Umständen so viele und so mancherley, daß es solchen Leuten die darzu keine Gelegenheit und keine Mittel haben ganz unerträglich. Es ist also nöthig, hier auf gute Anstalten und Ordnungen zu halten.

Wir wollen aber hier mit nichten die mitleidige Regungen der christlichen Liebe und der Großmuth dabey beschränken. Gute Werke zu thun, ist einem jeden, der darzu die Mittel hat, nicht allein erlaubt, sondern auch rühmlich.

## IX.

Eben so unverschämt ist es von Seiten der Dienstboten, wenn sie viel Zuspruch von den übrigen annehmen, solche ohne Erlaubnis ihrer Herrn oder Frauen mit sich essen und bey sich

schlafen lassen; wodurch ebenmäßig grosse Unordnungen und Irrungen in regulirten Haushaltungen entstehen.

Alle diese Beyläufer, Aueträger, Geschwister, Landsleute, Verbrüder und dergleichen stöhren nicht allein das wirkliche Gesind in seiner ihm obliegenden Arbeit, sondern zehren auch auf Kosten der Leute, die das Gesind halten. Unsere Wohnungen werden gleichsam dadurch zu einer gemeinen Bettler-Herberg. Man ist unfrey in seinem eignen Hause, und scheuet sich, darinnen auf und ab zu gehen, wenn einem solche fremde Gesichter aufftosfen. Was wird sich die Freyheit des Gesindes nicht noch erlauben, wenn man derselben keine Schranken seket?

Eine andere Bewandnis hat es bey vornehmen Herrschaften, wo man insgemein auf ein paar Fremde, die von ungesfahr kommen, mit zu zurichten pfelet; allein in bürgerlichen Haushaltungen hält man nicht offene Tafel. Das Gastrecht ist seit deme, als die Menschen nichts mehr gemein haben, und jeder von seiner Arbeit sich nähren muß, ausser Übung kommen. Für die Reisende sind die öffentliche Herbergen und Wirths-Häuser, für die Armen aber die milde Stiftungen eingeführet worden, damit ein jeder in seinem Hause sein Gewerb und seine Nahrungs-Geschäfte ungehindert treiben mögte.

Zeit und Sitten haben sich disfalls geändert und die Müßiggänger, die öfters unter dem Schein einer falschen Andacht, ihre faule Glieder so gern unter fremden Tischen strecken, wä-  
ren

ren allerdings mit besserem Zug und Recht zur Arbeit anzuweisen. Die Religion sollte dadurch gar nichts verlieren, wenn man diesen heiligen Tagdieben und Betbrüdern ihr ungeziemendes Handwerk legen und das Geld an wirklich Arme und Nothleidende zu verwenden, die christliche Anweisung thun würde.

## X.

Wollen wir aber gute Zucht und Ordnung im gemeinen Wesen erhalten, so ist vor allen Dingen nöthig, daß man darinnen kein müßiges Gesindel dulde. Dieses ist die Quelle, woraus unendlich viel Unheil herfließet. Die alten Egypter hatten ein Gesetz, daß alle und jede Einwohner einer Stadt sich bey der Obrigkeit daselbst einschreiben lassen und dabey anzeigen mußten, was sie für eine Handthierung trieben: indem sie vernünftig dafür hielten, daß ein Mensch, der sich nicht ehrlich ernähren könnte, sondern dem Müßiggang sich ergäbe, nothwendig Unordnung und Böses stiften müste: sie bestrafte deswegen solche Müßiggänger auf das nachdrücklichste, und suchten solche aller Orten sorgfältigst auszurotten.

Hielte man auch bey uns auf eine so weise Verfassung, so würde dadurch vielen Unheil vorgebogen und das gemeine Wesen nicht mit so viel Bettler und Lumpen-Gesinde beschweret werden. Die Noth würde diejenige, die keine Mittel haben, zur Arbeit oder zum dienen anzuweisen. Die gute Dienstboten würden nicht mehr

mehr so rar und die Klagen über das böse Gesind nicht mehr so allgemein seyn. Man würde die schändliche Huren-Winkel und Diebs-Wirthe, wo sich das Herrnlose und nichtswürdige Gesindel aufzuhalten pflaget, mit einmahl ausrotten; und weder Spieler, noch Unterhändler, noch Kupler, noch Strafen-Bettler, noch Beyläufer und dergleichen dulden, mithin dadurch dem so schädlichen Anwachs des müßigen Gesindels ernstlich vorbeugen.

Es dürfte zwar mancher dargegen einwerfen, dieses müßige Gesindel sey gleichwohl in Noth Fällen am besten zu gebrauchen, wo man hurtig ein Kriegs-Heer auf die Beine stellen müste. Es ist wahr, solches findet sich am ersten bey der Drommel ein, wenn man Soldaten wirbt. Allein, wehe dem Land, das seine Sicherheit durch ein solches Volk wahrnehmen muß. Diese Leute, die keiner Zucht, keiner Ordnung und keiner Arbeit gewohnt sind, gehen bey dem ersten Feuer durch, wenn sie nicht Truppen-weis schon vorher ausreissen und davon laufen. Seit dem man alles leichtfertige und liederliche Lumpen-Gesindel zu Soldaten macht und aus allen Schand-Winkeln zusammen raffet; seitdem muß man sich auch nicht wundern, daß man mit demselben gegen seine Feinde mit Schanden bestehet.

Es ist demnach hohe Zeit, unsere Policey-Ordnungen zu verbessern und denen noch immer mehr und mehr einreißenden Mißbräuchen, auch in Ansehung des Gesindes, mit Nachdruck  
Ein

Einhalt zu thun. Wo wir disfalls nicht bald eine Ordnung machen, so wird es uns unfehlbar selbst eine vorlegen.

Was sag ich? sie ist schon wirklich da, man dürfte sie nur drucken lassen, um männiglich bekant zu werden. Ein Liberey-Diener sagt uns frey unter die Augen, was Lackayen-Arbeit sey, und wie es sich gebühret, ihn zu halten. Er weiß seine Gänge abzutrockeln, seine Dienste zu beschränken, Trink-Gelder, Kost und Kleidung zu bestimmen, auszugehen und wieder zu kommen, wie es ihm beliebt, seine Lands-Leute zu beherbergen, mit ihnen die Wirths- und Spiel-Häuser zu besuchen, darzu seinen Lohn im voraus aufzunehmen; die Gelder, die er auszugeben hat, zu zehenden, hunderterley Kleinigkeiten wegzucapern und in Münze zu verwandeln, bey allen Handlungen, wann er Verkäufer, oder Juden ins Haus bringet, seine Provision sich auszubringen, für andere Leute zu arbeiten u. s. w.

Diese Meister-Lackayen wissen besser zu leben, als ihre Herren; sie unterrichten sie deswegen, was sittlich, manierlich und gebräuchlich ist. Sie sind die Rechts-Gelehrten im Hause, und entscheiden alles nach ihren eignen Grund-Sätzen. Ihre Herren müssen froh seyn, wenn solcheraffinirte Pursesen sich noch so weit demüthigen, ihm den Schlag an der Kutschen aufzumachen, hinten aufzusteigen oder hinter ihm herzutreten und einige Botschaften zu verrichten.

Die Mägde oder die Dienst-Jungfern, wie sie

126 Von der Gesindes-Ordnung.

sie heissen wollen, machen es der Frauen noch bunder: sie empfangen und geben Bistten: sie haben ihre Zuträgerinnen, Bepläuserinnen, Wäscherinnen, Aufwärterinnen, Kuplerinnen, Landsmänninnen, und ich weiß nicht, was all noch mehr für Lumpen- u. Gesind an sich, das sie durch ihre Freygebigkeit, zur Bestrafung des Geizes ihrer Frauen, unterhalten.

Wie lange wollen wir einer so schädlichen Kurzweil noch zusehen? Wie lange wollen wir noch die Haushaltungen unserer Nachbarn tadeln, ohne unsre eigne zu verbessern? Wer wird sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben? wird mancher sagen: Diese Dinge sind allzu-niederträchtig für einen vornehmen Mann. Allein, Kleinigkeiten, wie ihr wollet. Alles, was zur Erhaltung der gemeinen Ruhe und Ordnung dienet, ist die würdigste Beschäftigung eines ehrlichen Mannes und eines wahren Patrioten.

Moses, Lycurgus, Solon, Numa Pompilius waren die Gesetzgeber der gesittetsten und mächtigsten Völker. Bey den Egyptern, Griechen und Römern machte man seinen Namen durch ein einziges nütliches Gesetz unsterblich. Man verabscheute im Gegentheil diejenige als Barbaren, die nur allein von den Wäsfen ihr Handwerk machten und nicht dabey auch eine andere Beschäftigung hatten, durch welche sie sich, als gute Bürger, dem Staat nützlich erwiesen.

VI. Vor-



## VI. Vorschlag,

Die teutsche Sprach auf einen gewissen Grund zu setzen, und in Teutschland übereinstimmig zu machen.

Unsere Vorfahren schrieben ihre gelehrte Werke in Latein. Christian Thomasius, ein Mann, der nach seinem freien Geist sich in den Wissenschaften einen eignen Weg bahnte, erwieß unserer Mutter-Sprach die Ehre, nicht nur seine beste Schriften darinn abzufassen, sondern auch seinen Schülern teutsche Les-Stunden zu halten.

Nach ihm gab unser noch lebender großer Weltweise, der Herr geheimer Rath von Wolff, dadurch der teutschen Sprach ihr größtes Gewicht, daß er die schwerste und dunckelste Kunst-Wörter, wo nicht durch einen gleichen Ausdruck, doch mit einer zulänglichen Umschreibung teutsch übersezte.

Unsere meiste Gelehrten sind diesen beiden berühmten Mäñer nachgefolget, dergestalt, daß man in Teutschland nun wirklich angefangen hat, rein teutsch zu schreiben. Allein, man ist über verschiedene Redens-Arten und Wortfügungen; ungleichen über die Rechtschreibung an und für sich selbst noch nicht einig. An einem Ort schreibt man so, an einem andern Ort wieder anders. Wie ist hier der Sache zu rathen?

Die Ober- und Nieder-Sachsen mit ihren Nachbarn haben sich unstreitig um die teutsche Sprach bisher am meisten verdient gemacht, und die drey hohe Höfe, zu Berlin, Dresden, und Hannover haben beständig eine Menge Staats-Diener

## 128 Vorschlag, die teutsche Sprach

Diener und gelehrte Leute unterhalten, welche durch ihre geschickte Federn die Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da nun auch seit einiger Zeit, zwey teutsche Gesellschaften, die eine zu Leipzig und die andre zu Jena sich hervor gethan, welche durch ihre mannichfaltige und löbliche Bemühungen vieles zur Ausbesserung unserer Sprache mit beygetragen, und durch ihre herausgegebene Schriften manche vortreffliche Köpfe bekant gemacht haben; so solte man billig eine gegründete Hoffnung fassen, es werde endlich unsere teutsche Sprache durch den Fleiß und durch das Ansehen so vieler geschickten Federn auf gewisse Grund Regeln können gesetzt werden.

Weil es ihnen aber an dem Beyfall anderer Gelehrten mangelt, welche sich außser Sachsen und dessen Nachbarschaft aufhalten; so wär in dieser Sache noch eine Unternehmung zu wagen.

Obgedachte beide löbliche Gesellschaften, könnten nämlich unter Veranstaltung ihrer beyders seits ruhmwürdigsten Vorsteher, sich zusammen dahin vereinigen, ein allgemeines teutsches Wörter-Buch mit denen dahin gehörigen Sprach-Regeln verfassen, und solches alsdann mit einem breiten Rand, daß man etwas beschreiben könnte, drucken lassen.

So bald dieses Wörter-Buch zu Stand gebracht wär, müste solches sofort an alle diejenige berühmte Leute in Teutschland verschicket werden, welche durch ihre gute und reine Schreibart sich einen Beyfall erworben haben: sie mögen nun Oesterreicher, Bayern, Franken, Schwaben, Schweizer,

her, Rheinländer, Westphälinger, oder sonst aus einer andern Gegend in Teutschland seyn. Denn die Rechtschreibung und Geltung der Wörter ist eben diejenige Sache, darüber man die Meynung aller berühmten und gelehrten Teutschen einholen soll.

Diese würden auf ein geziemendes Ersuchen, wann man ihnen das neue Wörter-Buch nur geheftet, ohne Entgelt solte einhändigen lassen, sich allem Vermuthen nach, selbst daraus eine Freude machen, diejenige Wörter die sie anders zu schreiben pflegen, am Rande anzumerken und kürzlich ihre Gründe mit beizufügen, warum sie die selbe so und nicht anders schrieben. In einer Jahres Frist könnten diese Anmerkungen von denen auswärtigen Gelehrten, durch die an ihren Orten sich aufhaltende Buchhändler, oder durch andere Gelegenheit, wieder an die obgedachte beyde Gesellschaften zurück gesendet werden.

Hierauf könnten durch die Vorsteher obgedachter beyden Gesellschaften, die unter ihnen befindliche geschickteste Mitglieder ernennet werden, die eingesandte Anmerkungen auf das gründlichste zu untersuchen, und darüber nach reiflicher Erwegung, ohne Leichtsinngigkeit und ohne Partheylichkeit, die eigentliche Geltung der Wörter zu bestimmen, auch die wichtigste Anmerkungen dem Werk selbst mit einverleiben, mithin auf solche Weise, der Rechtschreibung der teutschen Sprach, die so längst gewünschten Regeln geben.

Hierbey könnte man sich auch derjenigen Anleitung zu einer üblichen teutschen Schreibart, welche Herr Hofrath Glasen herausgegeben; ingleichen der vor einem Jahr zu Marburg zum Vorschein gekommenen nützlichen Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart mit vielen Nutzen als einer guten Vorarbeit bedienen.

In Ansehung derjenigen Wörter und Schreibarten, welche eine allgemeine Bestimmung der Gelehrten bereits hätte gültig gemacht, oder auch wegen gewissen Kleinigkeiten, worüber nichts erhebliches wäre erinnert worden; da brauchte es keiner weiteren Erinnerung. Damit man

man die Sachen nicht ohne Noth überhäuffen und dadurch ihrem so nöthigen Fortgang selbst verhinderlich fallen mögte. Schöne Redensarten und besondere Ausdrücke könten mit Beyfügung der vornehmsten Schriftsteller, die sich derselben bedienet haben, den ganzen Werk das Gewicht und den Nachdruck geben.

Ich weiß zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden; Allein die Sprachen gehören zu den Wissenschaften, und die Gelehrten allein sind die Sprachmeister in der Welt. Diejenige, die also unter ihnen am meisten gelten, die sind auch darüber die unwidersprechlichste Schieds-Richter. Müssen doch die größte Fürsten und Monarchen selbst gewärtig seyn, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt bringen; Wie viel mehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bey diesem Geschäfte gar nicht zu gebrauchen. Der Kayserl. müste sonst den Vortzug haben, und dieses wär eben das Mittel, die Sache, wie es bisher geschehen ist, immerfort unmöglich zu machen.

Wer soll aber, wird mancher fragen, von allen diesen Bemühungen und Bücher-Versendungen die Unkosten tragen? Ich meyne, es solte alles dem Verleger doppelt und doppelt eingebracht werden; denn ein vollständiges teutsches Wörter-Buch mit Criticken, Exempeln und Anmerkungen, welches er sodann, unter nöthigen Freiheiten, allein heraus zu geben das Recht haben würde, und welches meines Erachtens, nicht viel geringer, als das Dictionaire de l'Academie françoise werden dürfte; ein solches Buch, das alle Gelehrten, alle Schulen, und wenn es recht hergieng, auch alle Buchdruckereyen gebrauchen würden, wär allein genug, den Unternehmer zu einem reichen Mann zu machen. Solte er die Unternehmung allenfals nicht allein auf seinen eignen Beutel wagen wollen, so würden sich genug Liebhaber der teutschen Sprach finden, die ihm darauf mit einem billigen Vorschuß an die Hand gehen solten.



AB: 155783

ULB Halle 3  
002 422 565

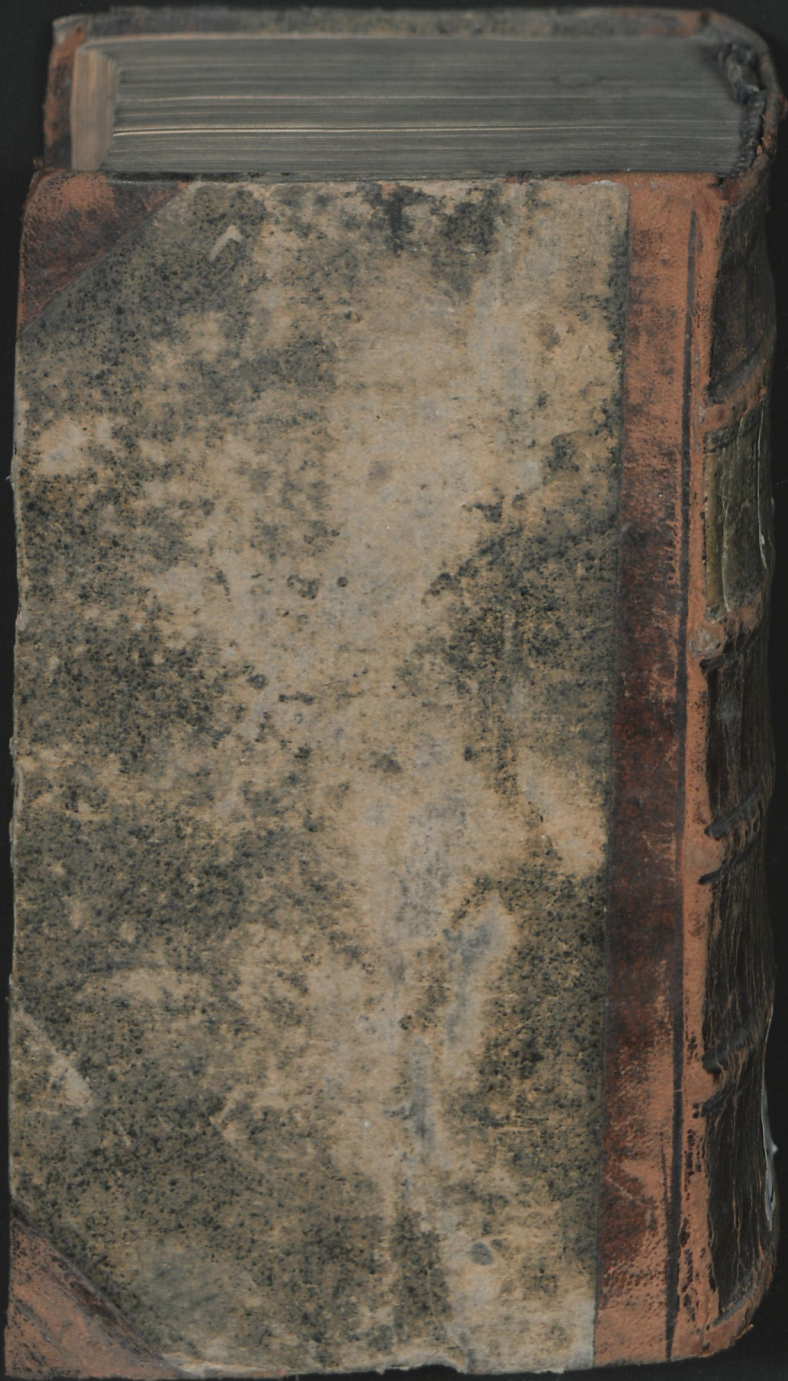


Sn

1018

R





Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 8  
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Light Blue

Cyan

Light Green

Green

Yellow

Light Yellow

Red

Light Red

Magenta

Light Magenta

White

3/Color

Black

2  
Des  
Herrn von Loen  
Freie  
**B e d a n k e n**  
zur  
**Verbesserung**  
der  
**Menschlichen Gesellschaft.**  
Andere und verbesserte Auflage.



Dritte Sammlung

---

Frankfurt und Leipzig,  
Bey Johann Friedrich Fleischer,  
1750.